

Subjekt und Sprache

(MONIKA SCHMITZ-EMANS)

Alle kümmert's, wer spricht

Kritiker der Subjektkonzeption im 20. Jahrhundert argumentieren vorzugsweise zeichen- und sprachtheoretisch. Entsprechend setzen Versuche zur Rehabilitation der Subjektkonzeption vorzugsweise bei Sprachlichem an. Zugleich mit der Frage nach dem Subjekt wird also mittelbar auch die nach der Sprache verhandelt. Die Krise des Subjekts ist zudem selbst ein sprachliches Ereignis. Denn ebenso wie die Selbst(er)findung des Subjekts als ein sprachliches Sich-Entwerfen zu denken ist, vollzieht sich die vermeintliche oder tatsächliche Demontage des Subjektiven im Medium des Wortes. Beide Vorgänge wirken sich auf die Sprache und ihre Benutzer – genauer: auf deren Einstellung zur Sprache – aus; Entwurf und Kritik von Subjektivität haben als sprachliche Ereignisse demnach performativen Charakter. Zwischen der Reflexion über das Subjekt und der über Sprache besteht zudem insofern eine Analogie, als es bezogen auf beide keine Möglichkeit zur Objektivierung und Distanzierung des Reflexionsobjekts gibt.

Das abendländische Subjekt, das über mehrere Jahrhunderte hinweg die Rolle eines „Konstitutionszentrums von Welt“ inne hatte und von dem her sich die „Bestimmung der Wahrheit durch Gewißheit“ vollzog (vgl. Taureck 1988, 121), steht *in Frage* – kein Zufall, daß seine Situation unter Rückgriff auf eine grammatikalisch-syntaktische Kategorie am prägnantesten charakterisierbar wird. „Was am Ende die Frage nach dem ‚Subjekt‘ betrifft, so lassen wir es eine Weile gut sein mit ‚einem Lächeln und zwei Fragezeichen‘“ (Waldenfels 1991, 56).

Die offenbar ungelöste Frage nach dem Subjekt läßt sich pointiert formulieren als Frage nach der Instanz, die spricht, insbesondere nach der, welche hinter dem Personalpronomen der ersten Person Singular („Ich“) steht. Das „Ich sage“ oder „Ich spreche“ hat den Charakter eines Hinweises auf sich selbst.¹ Aber ist dieses „Ich“ durch ein Subjekt gedeckt? Ingeborg Bachmann hat die Wendung vom „Ich ohne Gewähr“ geprägt (Bachmann 1984/IV, 218) und damit ein grundsätzliches Problem angedeutet: Wer oder was auch immer sich unter dem Namen „Ich“ ausspricht, hat schon eine sprachliche Metamorphose hinter sich. Wer von sich als einem Ich spricht, spielt eine Rolle, die ihm (unter anderem) von der Sprache vorgeschrieben wird, er gibt sich eine Form. Die Ambivalenz dieses Prozesses sprachlicher Selbstformung ist eines der rekurrenten Kernthemen moderner Literatur. Doch schon zur großen Zeit des subjektiven Idealismus ist das Schlüsselwörtchen „Ich“ – und mit ihm der Akt sprachlicher, sprachgebundener Selbstbekundung – Gegenstand skeptischer Reflexionen, welche teilweise Positionen moderner Subjektkritik antizipieren. Lichtenberg durchschaut die Abhängigkeit des Ichs von der sprachlichen Konvention des „Ich“-Sagens und erwägt die Möglichkeit, das „Ich denke“ durch ein „Es denkt“ zu substituieren: Das, was im Alltagssprachgebrauch „Ich“ ge-

¹ Vgl. zur deiktischen Dimension des Wortes „Ich“: Simon 1995, 98.

nannt wird, ist für ihn bereits etwas Zusammengesetztes, Abgeleitetes, um nicht zu sagen: etwas Verdächtiges.² Das Terrain der Sprachreflexion ist also schon vor 200 Jahren das bevorzugte Gelände zur Austragung des Streites um das Subjekt gewesen, und umgekehrt gehört die Frage nach Existenz und Stellenwert von Subjektivem zu den bevorzugten Streitpunkten der Sprachtheoretiker.

Beziehungen zwischen Subjekt- und Sprachthematik werden, zusammenfassend gesagt, unter zwei ganz verschiedenen Vorzeichen hergestellt: Zum einen wird die Sprache als das privilegierte Medium verhandelt, in dem sich Subjektives zu artikulieren vermag; dieser Gedanke dominiert für lange Zeit vor allem in der Theorie der Lyrik, welche als *die* poetische Form subjektiver Selbstaussage gilt. Zum anderen gilt Sprache als das Medium, in dem das „Subjekt“ erfunden und betrügerischerweise behauptet wurde. Nietzsche hat 1873 in seiner Abhandlung *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* (Nietzsche 1969/III, 309-322) dieses Argument mit repräsentativer Prägnanz und Schärfe formuliert.³ Das vorgebliche „Subjekt“ und die nur vorgeblich wahrheitsfähige Sprache fällen sich seiner Diagnose zufolge gleichsam gegenseitig. Seit Nietzsche ist das Subjekt wiederholt als Fiktion denunziert worden, als eine aus Sprach-Materie geschaffene chimärische Kunstfigur, die bestimmte diskursive Funktionen übernehmen muß, ohne dabei durch eine reale Instanz gedeckt zu sein. Einem anderen Ansatz zufolge existiert zwar Subjektives, und zwar unabhängig von und außerhalb der Sprache (ja gerade außerhalb der Sprache), doch dieses ist eben darum sprachlich gerade nicht artikulierbar, zumindest nicht positiv: Das Subjekt schweigt. Diese dem Grundtenor nach oft sprachskeptisch eingefärbte, in jedem Fall aber die Grenzen des sprachlich Mitteilbaren betonende Argumentationslinie verfolgt etwa Wittgenstein, für den vor allem die Rede über „Seelisches“ der Rede über einen Käfer in einer geschlossenen Schachtel gleichkommt (vgl. dazu Geier 1989, 184-188).

² Vgl. Lichtenberg 1991. In einer *Sudelbuch*-Notiz (Heft L, 806; Lichtenberg 1991/II, 501) heißt es, „daß man nicht sagen sollte: ich denke, sondern *es denkt* so wie man sagt: *es blitzt*.“ Vgl. auch Heft K, 38 (Lichtenberg 1991/II, 403): „Ehemals zeichnete mein Kopf (mein Gehirn) alles auf, was ich hörte und sah, jetzt schreibt er nicht mehr auf, sondern überläßt es *Mir*. Wer ist dieser *Ich?* bin ich und der Schreiber nicht einerlei!“

³ Das „Subjekt“ ist für ihn Inbegriff des Täters, den man sich zu einem Tun hinzuerfinden pflegt, so wie man Ursachen und Gründe zu erfinden pflegt. Die Frage ist nur: Wer erfindet? – Über die „Verführung der Sprache (und der in ihr versteinerten Grundirrtümer der Vernunft), welche alles Wirken als bedingt durch ein Wirkendes, durch ein ‚Subjekt‘ versteht und mißversteht“, heißt es im 13. Abschnitt der ersten Abhandlung *Zur Genealogie der Moral* (Nietzsche 1969/II, 761-900): „Ebenso nämlich, wie das Volk den Blitz von seinem Leuchten trennt und letzteres als *Tun*, als Wirkung eines Subjekts nimmt, das Blitz heißt, so trennt die Volks-Moral auch die Stärke von den Äußerungen der Stärke ab, wie als ob es hinter dem Starken ein indifferentes Substrat gäbe, dem es *freistünde*, Stärke zu äußern oder auch nicht. Aber es gibt kein solches Substrat; es gibt kein ‚Sein‘ hinter dem Tun, Wirken, Werden; ‚der Täter‘ ist zum Tun bloß hinzugedichtet – das Tun ist alles. [...] Die Naturforscher machen es nicht besser [als das Volk], wenn sie sagen ‚die Kraft bewegt, die Kraft verursacht‘ und dergleichen – unsere ganze Wissenschaft steht noch, trotz aller ihrer Kühle [...], unter der Verführung der Sprache und ist die untergeschobenen Wechselbälge, die ‚Subjekte‘ nicht losgeworden [...]“ (Nietzsche 1969/II, 789-790).

Die eminente Bedeutung, welche das Ich-Sagen und in der Folge davon das „Ich-sage“-Sagen, also der reflexive Selbstverweis auf die eigene Sprachlichkeit, für die Selbstvergewisserung des abendländisch-idealistischen Subjekts hat, ist zugleich Ursache der Krise, in welche es geraten ist: Denn die *Bindung* ans Sprachliche impliziert eine *Abhängigkeit* von diesem (und sei es eine noch so angenehme und produktive) – und damit die Unhaltbarkeit des Anspruchs, das eine und einzig „Zugrundeliegende“⁴ zu sein: Das Ich-Sagen wird dem Sprecher – wie vieles andere auch – von einer Sprache souffliert, hinsichtlich derer es sich nicht der Illusion souveräner Verfügungsgewalt hingeben darf. Ist sie jemals mehr als eine fremde Maskierung? Gibt es Formen der Abbildung eines besonderen Ichs in seiner Rede? Wann und unter welchen Bedingungen wird ein besonderes Ich in dem Sinn zum Subjekt der Rede, daß es sich in ihr zu erkennen gibt – gemäß der (u. a. von Johann Georg Hamann zitierten) Formel „Rede, daß ich Dich sehe“?⁵ Unter welchen Umständen erkennt sich das Ich selbst als Subjekt der Rede in dieser wieder? Welche Dimensionen des sprachlichen Artikulationsprozesses kommen überhaupt als Träger der Spur eines sprechenden Subjekts in Frage? Mit der Frage nach dem Anteil des individuellen Subjekts an der Sprache, die nicht ‚seine‘ Sprache, sondern die einer gesellschaftlichen Allgemeinheit ist, hat sich Wilhelm von Humboldt nachdrücklich auseinandergesetzt. Er insistierte auf der Wechselseitigkeit des Begründungsverhältnisses zwischen Individualität und Sprache. Unter Verwendung der Termini „Individualität“ und „Subjektivität“ widmete er gerade der individuell-subjektiven Prägung der Sprache sowie – als Folge davon – der sprachlich erschlossenen Weltansicht des Einzelnen sein besonderes Interesse.⁶ Schon bei Humboldt macht sich die Einsicht geltend, daß die einzelne sprachliche Bekundung nicht monokausal abgeleitet werden kann: weder aus dem Sprach-System allein, noch allein aus dem individuell-besonderen Ausdruckswillen. Ein Modell der Interaktion zwischen Sprecher und Sprache erschien notwendig, welches den ersten zwar in seiner Rolle als Subjekt der Rede beließ, seine Autorität aber beschränkte. Das für spätere Sprachtheoretiker Wegweisende an Humboldts Sprachtheorie lag gerade unter diesem Aspekt darin, daß er erstens die Sprache nicht als feststehendes Regelsystem

⁴ „Wenn das Subjekt in Frage steht, so als subjectum, als das, was allem zugrundeliegt und dabei nicht bloß auf gewisse Weise an allem teilhat wie die aristotelische Seele, sondern auf zentrale Weise alles auf sich hin versammelt. Krise der neuzeitlichen Vernunft und Krise des neuzeitlichen Subjekts sind nicht voneinander zu trennen“ (Waldenfels 1991, 57).

⁵ Hamann 1950/II, 198. Walter Boehlich hat in seiner Rezension *Die historisch-kritische Hamann-Ausgabe* (1956) darauf hingewiesen, daß die „Apophtegmata“ des Erasmus (III, 70) als Quelle dieser Formel in Frage kommen (Erasmus 1703/1962, 162). Vgl. dazu auch den Kommentar zu Hamann 1974, 86.

⁶ „[...] so wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dass man ebenso richtig sagen kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass jeder Mensch eine besondere besitzt“ (Humboldt 1968/VII, 51). – „Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. [...] da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht“ (Humboldt 1968/VII, 60). – „Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; [...]“ (Humboldt 1968/VII, 63). – „Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit“ (Humboldt 1968/VII, 64).

betrachtet, sondern als eine dynamische Kraft (nicht als „Ergon“, sondern als „Energeia“; Humboldt 1968/VII, 46), und darum ihre Betrachtung unter dem Aspekt der Zeitlichkeit forderte, daß er zweitens diese Dimension der Zeitlichkeit mit der Möglichkeit sprachlicher Individualisierung in Verbindung bringt. Die Sprache, insofern sie sich individuell-subjektivem Ausdrucksbedürfnis nicht nur äußerlich-formal, sondern wesenhaft assimiliert, ist eine Sprache, die nur diachron existiert.⁷

Die Auseinandersetzung um die Beziehung zwischen Sprecher und Sprache, die in ihrer dramatisch zugespitzten Form eine Diskussion über das Subjekt selbst ist, wird mit besonderer Insistenz von literarischen Autoren geführt. Dies liegt erstens daran, daß in der Epoche des „Subjekts“ die literarische Rede als privilegierter Ausdruck des Subjektiven verstanden und kultiviert wurde. Gipfelnd in der Genieästhetik, entwickelten gerade Dichter und Dichtungstheoretiker ein Konzept emphatischer Selbst-Ausdrucks im Medium einer subjektiv überformten Sprache (um so härter traf sie eine Kritik, welche das Konventionelle solch sprachlich inszenierter Subjektivität entlarvte). Foucaults Kritik des Subjekts kulminiert umgekehrt nicht zufällig in der Demontage des *Autors* als der hypostasierten Urheberinstanz literarischer Texte. Modellhaft wird in einer Vielzahl von literarischen Texten des 20. Jahrhunderts die Idee eines „subjektlosen“ Schreibens exponiert und durchgespielt (vgl. Foucault 1974); echte oder sogenannte Zufallstexte ebenso wie maschinell erzeugte Lyrik und Prosa sind anschauliche Beispiele dafür. Wird dem Ich-Subjekt seine exklusive Rolle als „Konstitutionszentrum von Welt“ (Taureck 1988, 121), als Begründendes, bestritten, so mit Blick auf andere Instanzen, welche diese Rolle übernehmen oder mit dem Ich-Subjekt zusammenspielen. Dieses „Andere“ ist unterschiedlich ausgelegt worden: als der andere Mensch, als das Objekt (vgl. dazu Taureck 1988, 121), als diskursive Konfiguration. Ein besonders beliebter Anwärter auf die Rolle des Mitspielers ist die Sprache, die als simultane Artikulation von Eigenem und Fremdem beschrieben worden ist.

Ein Autor spricht indirekt nicht bloß in einer Sprache, sondern durch sie, und er gewinnt so die Möglichkeit, ‚Eigenes in der fremden Sprache und Fremdes in der eigenen zu sagen‘ [...]. Dies wäre ein literarisches Exempel für das, was zuvor Verflechtung von Eigenem und Fremdem genannt wurde. (Waldenfels 1991, 56)

Wer spricht? Wer spricht durch die Sprache? „Wen kümmert’s, wer spricht?“ Foucaults provokant an den Anfang seiner Autor-Demontage gestellte Frage, ein Beckett-Zitat (Foucault 1974, 7), scheint die Antwort zu verdienen: Jeden kümmert’s – auch wenn die konkreten Antworten verschieden ausfallen. Die Saussuresche Differenzierung zwischen *langue* und *parole* kommt einem Versuch gleich, die Frage nach Subjekt und Sprach-System zu beantworten, sie verschiebt sie letztlich aber nur. Nun geht es sogar um eine doppelte

⁷ „Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbstständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil muß immer im Denken aufs neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständniß, und folglich ganz in das Subject übergehen; es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen: sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuum; aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden“ (Humboldt 1968/VII, 63). Vgl. auch Humboldt 1968/VII, 160: „Es ist ihre [der Sprache] Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang [...] zu seyn.“

Frage: Ist die *parole* der Abdruck eines Subjekts? Und läßt sich die *parole* aus der *langue* ableiten?

Das Interesse der Literaturtheorie und Poetik an der Frage nach dem Subjekt ist ein zweifaches: Es geht um die Frage nach den Merkmalen von Subjektivität im Text sowie um die nach der Genese des Textes und nach seinen Möglichkeitsbedingungen. Diese Fragen hängen eng zusammen, identisch sind sie nicht. „Poetiken der Mischung“, welche insbesondere den poetischen Text durch das Zusammenwirken eines Ichs mit einem Anderen begründen, sind im 20. Jahrhundert verschiedentlich entwickelt worden – nicht zuletzt von literarischen Autoren selbst. Dafür nur einige Beispiele: Der südamerikanische Dichter und Kritiker Octavio Paz hat in seinem in mehrere Kapitel gegliederten poetologischen Essay *El arco y la lira* (Paz 1983, zuerst Mexico 1965) ein Kapitel dem Konzept der Inspiration gewidmet. Paz beruft sich auf dichterische Selbstzeugnisse, die den dichterischen Arbeitsprozeß betreffen (allerdings nicht ohne deren Ambivalenz zu betonen), und zwar auf solche, die von einer fremden „Mitwirkung“ berichten, einer als solche empfundenen Mitwirkung inkalkulierbar, unvorhergesehener Instanzen. Die Empfindung, in einer medialen Rolle zu sein, begleitet den Dichter demnach – so daß er nicht gänzlich Herr seiner selbst, seiner Stimme und Sprache, seines Werkes ist, auch wenn er gänzlich bewußt arbeitet. Vorgestellt wird allerdings auch das dazu antagonistische Modell – das des kalkulierenden Autors. Paz entwickelt schließlich eine Art Zwei-Stimmen-Modell, um das Zusammenwirken von Eigenem und Fremdem in der Dichtung zu umschreiben.

Der Akt des Schreibens von Gedichten stellt sich uns dar als ein Bündel entgegengesetzter Kräfte, in dem unsere Stimme und die andere Stimme sich verbinden und vermischen. Die Grenzen verschwimmen. Unser Sprechen verwandelt sich unmerklich in etwas, das wir nicht voll beherrschen können; und unser Ich weicht einem nicht genannten Fürwort, das auch nicht ganz ein Du oder Er ist. (Paz 1983, 206-207)

Die These von einer inneren Mehrstimmigkeit des Ichs scheint die komplexe Sachlage bei der Genese poetischer Texte am ehesten zu beschreiben.

Der Mensch ist Pluralität und Dialog, unaufhörlich mit sich übereinstimmend und sich vereinigend, aber auch unaufhörlich sich spaltend. Unsere Stimme ist viele Stimmen. Unsere Stimmen sind eine einzige Stimme. Der Dichter ist zugleich Objekt und Subjekt des dichterischen Schaffens: er ist das Ohr, das hört, und die Hand, die schreibt, was seine Stimme diktiert. (Paz 1983, 215)

Gerade diese Affinität zur Idee, das Ich sei nicht „einer“, sondern „mehrere“, macht die Aktualität des Inspirationsmodells aus. Die Spaltung des Ichs bewirkt allerdings eine Entfremdung von der eigenen Rede. Ein Begründungsmodell, welches das Zusammenspiel heterogener, aber komplementärer Instanzen und Kräfte bei der Entstehung des poetischen Textes betont, schlägt auch Peter Rühmkorf vor, der das Werk des Dichters als Produkt des Zusammenwirkens von Zugefallenem und Technik begreift. Für ihn ist der Dichter Nachfahr des Deuters von Runen und Losorakeln – von zufälligen Zeichenkonfigurationen, welche von dem, der sie vorliest und dabei erst zum Text fügt, allerdings aktiv in einen Zusammenhang gebracht werden. Ohne Manipulation von seiner Seite

geht dies nicht ab.⁸ Und so kommt ein Moment subjektiver Willkür zum Dienst an der „Schickung“, ein Moment des Eigenen zum „Anderen“ hinzu. Ein vergleichbares Doppelmodell der Kopplung von Zufallenem und handwerklicher Be- oder Verarbeitung vertritt auch Ernst Jandl. Dieser unterzieht das Modell der Inspiration einer radikalen Säkularisierung, wenn er etwa behauptet, das Gedicht *16 Jahr - thüdothbahnhof* sei ihm bei einer Straßenbahnfahrt vom Zufall zugetragen worden und er habe nur das Verdienst, es aufgeschrieben zu haben (Jandl 1985, 67). Der vorgebliche Bericht über einen Zufallsfund ist eine poetologische Modell-Geschichte. Ihr Thema ist die Spannung zwischen Kontingenz und auktorialer Arbeit. Dichtung entsteht, so der gemeinsame Nenner der genannten Beispiele für das, was man als ein poetologisches „Doppelbegründungsmodell“ charakterisieren könnte, aus dem Zusammenwirken von Eigenem und Fremdem. Fremd ist das Eingeebene oder Zugefallene, von wo auch immer es zu-fällt: aus der Erscheinungswelt, aus der historischen Welt, aus der Requisitenkammer der Kultur oder aus dem eigenen fremden Inneren. Einen Eigen-Anteil erwirbt der Schreibende durch Bearbeitung des ihm Zugefallenen. Ein analoges Zusammenspiel von Lenkung und Gelenktwerden hatte Humboldt hinsichtlich des Sprachgebrauchs generell angenommen: „[...] die Sprache ist ein selbstständiges, den Menschen eben so wohl leitendes, als durch ihn erzeugtes Wesen [...]“⁹

Eine Zusammenführung der Diskussion über das „Subjektive“ und die Erörterung von Wesen, Funktionen und Eigenschaften des Literarischen findet vor allem dort statt, wo es um zwei Funktionen von Kunst und Literatur geht: um die Artikulation leidvoller Erfahrung und um die Kritik am Faktischen. Ersteres setzt ein Subjekt voraus, das leidet; die Akzentuierung der kritischen Dimension von Literatur bezogen auf eine schlechte historisch-soziale Faktizität impliziert die Behauptung, es sei der Mühe wert, Kritik zu üben: um jemandes willen, der solchen Aufwand rechtfertigt und an dessen Rechten und Bedürfnissen sich Defizite überhaupt erst einmal bemessen lassen. Vieles spricht für die Behauptung, daß eine wie auch immer genauer konzipierte ethische Dimension der Lite-

⁸ Die Poesie beruht laut Rühmkorf auf analogen Prinzipien wie die magisch-avistische Praxis. Die Macht poetischer Sprache verweise weit „zurück, in zaubrisch verhangene Zeiten, als das Losorakel und die Runenmagie in allen möglichen politischen oder familiären Entscheidungskonflikten zu Rate gerufen wurde“ (Rühmkorf 1985, 23).

⁹ Humboldt 1968/VII, 621. Spätere Theorien der Sprache stellen die Frage nach Eigenanteil und Fremdeanteil sprachlicher Artikulation immer wieder in den Mittelpunkt. Bachtins Konzept sprachlicher Dialogizität ist ein (folgenreicher) Versuch, den maßgeblichen Anteil des Fremdeanteils an jeder Äußerung zu begründen. Vgl. Waldenfels (1991, 56): „Die ‚innere Dialogizität‘, die Bachtin dem Wort zuschreibt, beginnt nicht erst dort, wo wir uns an Andere wenden: sie rührt daher, daß der ‚Wort-Strahl‘, mit dem unsere Intentionen sich auf den Gegenstand richten, bereits vielfach gebrochen ist durch das Medium fremder Wörter, Wertungen und Akzente, die in den Gegenstand selbst eingegangen sind. Damit bewegt sich das Wort des Sprechers ‚auf der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Das Wort ist ein halbfremdes Wort‘, es ist ‚mit fremden Intentionen besetzt, ja überbesetzt‘ (Bachtin 1979, 81). [...] Ein Autor spricht indirekt nicht bloß *in* einer Sprache, sondern *durch* sie, und er gewinnt so die Möglichkeit, ‚Eigenes in der fremden Sprache und Fremdes in der Eigenen zu sagen‘ (Bachtin 1979, 204). Dies wäre ein literarisches Exempel für das, was zuvor Verflechtung von Eigenem und Fremdem genannt wurde.“

ratur nicht denkbar ist ohne ein – und sei es postulierendes – Festhalten an diesem „Jemand“, in dessen Namen gesprochen wird.

Ein wichtiger Ansatz zur Reaffirmation des Subjekts unter Akzentuierung seiner Beziehung zur Sprache ließe sich – und sei es behelfsweise – unter dem Schlagwort „Poetik der Leerstelle“ zusammenfassen; jene Beziehung wird hier vorrangig in Kategorien der Negation oder der Defizienz gedacht. Die These, es stehe zwar eine Subjekt-Instanz *hinter* sprachlichen Artikulationsprozessen, ohne daß diese sich jedoch positiv zu artikulieren und in positiv lesbare Zeichen zu übersetzen vermöchte – das „Subjekt“ sei ein verborgenes, unlesbares – wirkt sich nicht nur im Bereich der Reflexion über Literatur, sondern auch im literarischen Schreiben selbst auf vielfältige Weise anregend aus. Sie stimuliert die Entwicklung von Techniken indirekter und negativer, umschreibender und verweisender, gebrochener und fragmentarischer Artikulation sowie (von theoretischer Seite) die Entwicklung von Beschreibungsmodellen, welche die literarischen Texte als indirekte, negative, umschreibende, verweisende, gebrochene, fragmentarische Bekundungen auffassen. In einer Zuspitzung dieses Ansatzes werden die entsprechenden Ausdrucks- und Darstellungsstrategien (bzw. die Anhaltspunkte, die ein Text bietet, um ihn in diesem Sinne zu beschreiben) sogar zu Kriterien der Poetizität erhoben und bestimmen als solche die Verfahrensweisen im Umgang mit literarischen Texten. Als indirekte, negative, gebrochene, verweisende etc. Sprechweise wird die Rede der Literatur von der Rede der Wissenschaft und der alltagspraktischer Funktionszusammenhänge abgesetzt. Und das Subjekt wird in diesem Horizont gedacht als Gegenstand der Verweisung, als Un-Ausdrückliches, als Ausgespartes und Umkreistes (als „Um-schriebenes“), als Leerstelle, als Verschwiegenes.

Einen damit verwandten und insgesamt folgenreichen Ansatz, der es möglich macht, die Artikulation von Subjektivem trotz der Einsicht in den Systemcharakter von Sprache zu behaupten, eröffnet die Abweichungspoetik. Deren Verfechtern erscheint die Abweichung von der Norm als Spielraum einer gefährdeten Subjektivität. Das Ich wird, metaphorisch gesprochen, in Lücken, Brüchen und Leerstellen des Sprach-Systems lokalisiert.¹⁰

Die bisher (notgedrungen grob) skizzierten Zusammenhänge zwischen der Diskussion über das Subjekt und der Reflexion über die Literatur und die Kriterien von Literarizität betrafen schwerpunktmäßig die Theorien des literarischen Schreibens. Aber auch auf dieses selbst wirkt die Auseinandersetzung um das Subjekt stimulierend zurück. Die Entwicklung neuer Schreibtechniken und die Erprobung neuer Organisationsformen literarischer Texte bezieht im 20. Jahrhundert aus der ungelösten Frage nach dem Subjekt der Rede wesentliche Impulse. Die Vorgeschichte des unkonventionellen, normwidrigen Sprachgebrauchs als Strategie subjektiver Selbstbehauptung beginnt zweihundert Jahre früher. Schon Hamann antizipiert wesentliche Strategien moderner literarischer Rede:

¹⁰ Vgl. etwa Nägele 1985. Die These von der Selbstbewahrung des Subjekts in „Lücken“ der Sprache entspricht Nägeles spezifischer Auslegung der Abweichungspoetik. „Wenn das Poetische, wie man vor allem seit den russischen Formalisten anzunehmen geneigt ist, in der Funktion der Abweichung zu finden ist, so heißt das gleichzeitig, daß das Poetische exemplarisch der Ort der *parole* ist und damit auch der Ort des Subjekts. Der Ort des Subjekts erscheint dadurch als Ort des Konflikts. Das Subjekt kann nur *in* der Sprache Subjekt werden und zwar in der Form einer Distanzierung, einer abspaltenden Differenz, die in bezug auf Regel und Code als Verletzung sich äußert“ (Nägele 1985, 132).

Für sein Schreiben charakteristisch ist ein (künstliches) Stottern und Stammelnen, ein (absichtlicher) Verstoß gegen Spielregeln. Gerade durch seine Kontrastierung mit dem System Sprache tritt hier das Subjektive hervor – und sei es als Bewohner eines Zwischenraums, als Schatten, als Umrissenes.

Das Subjekt und sein „Stil“

Diverse Verteidiger des Subjekts gegenüber den Gebildeten unter seinen Verächtern versuchen, mit der Kategorie des Stils den spezifischen Anteil eines jeweils besonderen Subjekts am Sprachprozeß zu beschreiben. Der Stil wird dabei als individuell geprägte, gleichsam physiognomische Anwendung der allgemeinen sprachlichen Regeln durch einen besonderen Sprachbenutzer verstanden. Der Sprachwissenschaftler Hans-Martin Gauger charakterisiert in *Über Sprache und Stil* das Verhältnis zwischen „Subjekt und Sprache“ durch die bildliche Wendung, „in“ den Sprechern spreche die Sprache:

Einerseits kommt Sprache nur vor als etwas in einzelnen Subjekten Angelegtes, andererseits umgreift die Sprache das einzelne Subjekt, eben weil sie es mit anderen Subjekten verbindet und weil sie von außen her, von *anderen*, auf dem Weg der ‚Internalisierung‘ [...] in das Subjekt hineingelangt. Man muß also beides sehen: die prinzipielle Subjektgebundenheit der Sprache (ihr Substrat sind die einzelnen Subjekte, die an ihr partizipieren), andererseits ihre Objektivität, die sich darin zeigt, daß die Subjekte über die Sprache selbst nicht verfügen, daß sie ihnen von außen gleichsam zugewiesen, in sie gleichsam hineingeredet wurde. Einerseits also ist die Sprache *in uns*, andererseits sind umgekehrt wir *in der Sprache*.¹¹

Sprachliche Äußerungen sind für Gauger ebenso „subjektgebunden“ („in der Äußerung äußert sich ein Subjekt“) wie der Sprachbesitz als solcher. Der Begriff des „Stils“ wird in Anknüpfung an Saussures Dichotomie von *langue* und *parole* expliziert und als „Freiheit [...] innerhalb von Bindung“ charakterisiert (Gauger 1995, 213). Ein mindestens ebenso wichtiger Vordenker wie Saussure ist für Gauger aber Buffon als Verfasser des *Discours sur le style*, dem er ein eigenes Kapitel widmet.¹² Insgesamt vertritt auch Gauger eine Poetik der „Mischung“, wie er insbesondere in seinen Reflexionen über die Rede der Dichter zu erkennen gibt, welche sowohl die These von der Autonomie des Sprechenden über die Sprache als auch die von seiner Determination durch diese als verfehlt ablehnt.

[...] niemand ist gegenüber der Sprache autonom; auch (und gerade) nicht der Dichter. Von der Sprache, der jeweils historisch gewordenen Einzelsprache, gilt, was Bacon von der Natur sagte: ‚man kann sie nur beherrschen, indem man ihr gehorcht‘, ‚nisi parendo non vincitur‘. [...] alles, was er [der Mensch] sprachlich besitzt, hat er von anderen, den Vorfahren [...]. Es gibt keine sprachliche Autonomie; Freiheit gibt es hier nur innerhalb sehr enger – durch die Vorfahren

¹¹ Gauger 1995, 56; vgl. auch Gauger 1976. Ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis besteht für Gauger auch zwischen Sprache und Bewußtsein (Gauger 1995, 10).

¹² Gauger 1995, 203–207. Zur Bedeutung und zur Mißverständlichkeit von „Le style, c'est l'homme même“ vgl. Gauger 1995, 204.

gesetzten [sic] – Grenzen. Aber frei waren auch schon die Vorfahren nicht... (Gauger 1995, 107)

Es sei allerdings auf der anderen Seite „ganz ausgeschlossen, sich der Sprache selbst anheimzugeben, sie selbst sprechen zu lassen“,

denn auch die Sprache, freilich in anderer Weise als der Text, ist an das Subjekt gebunden. Die realen Träger der Sprache sind die sie sprechenden Menschen. [...] Das Haus der Sprache ist der Mensch. Die Sprache spricht nicht; sie dichtet auch nicht. (Gauger 1995, 111)

Analog betrachtet auch Manfred Frank die Kategorie des Stils als maßgeblich für die Beschreibung des subjektiven Moments sprachlicher Äußerungen. Er deutet dezidiert das Individuum als Subjekt der Rede, auch und gerade der geschriebenen.¹³ An der Ablesbarkeit des individuellen Subjekts aus seinem Stil scheint er nicht zu zweifeln.¹⁴ In dezidiert Kontraposition zu nachstrukturalistischen Demontage-Ansätzen wird bei Frank dem sprachbenutzenden Individuum die Rolle des Subjekts zurickerstattet,¹⁵ und sein Stil wird – mit einer prägnanten Metapher – als ein „physiognomisches Element“ umschrieben.¹⁶

¹³ Frank bemerkt über Wittgensteins Stil unter Bezugnahme auf dessen eigene Aussagen über das „Unaussprechliche“: „Der paralinguistische Zug des Stils [...] ist die Weise, in der das Unaussprechliche ‚sich zeigt‘ [...] Was sich zeigt, ohne unmittelbar ins Semantische einzugehen, muß sich erkennen lassen, wie wir ein Anzeichen, ein Symptom, eine Handschrift oder eine Physiognomie identifizieren. Die nicht selbst bedeutungshafte Charaktere einer *écriture* sind es, in welchen das schreibende Individuum schweigend, aber fühlbar, sich zur Ko-Präsenz bringt. Individuell heißt das Einmalige, Unwiederholbare eines bewußten Aktes“ (Frank 1989, 66).

¹⁴ Im Stil „wird das sprechende oder schreibende Individuum fühlbar“, und man vergewissert sich „fremder Existenz – in ihrer Irreduzibilität auf die meine und auf das intersubjektiv ‚Sagbare‘“ (Frank 1989, 67).

¹⁵ Es entzieht sich freilich der Beweisführung, ob diese vermeintliche Nische für das „Subjekt“ womöglich nur ein auf die Wand der Wörter aufgemaltes Stück *trompe-l'œil* ist. Denn die Begründungsfigur ist unausweichlich zirkulär: Nur wenn man die prinzipielle Möglichkeit der individuell-besonderen Sprachverwendung voraussetzt, kann man in sprachlichen Artikulationen die Signatur des Besonderen suchen wollen; nur wer voraussetzt, daß das Subjekt den Worten seine Signatur aufprägen könne, kann versuchen, es aus den Worten abzulesen. Die Möglichkeit der Stil-Imitation sowie die der Entwicklung zweier oder mehrerer Stile durch einen Sprachbenutzer passen nicht ins Konzept – außer allenfalls als „Fälschungen“. Zu Ende gedacht wurde das Gedankenexperiment von der Bindung eines dem Wortlaut nach identischen Textes an zwei Autor-Instanzen von Jorge Luis Borges in seiner berühmten Erzählung über *Pierre Menard, Autor des Quijote* – mit verheerend paradoxalen Folgen für den Diskurs über Subjekt und Autorschaft (Borges 1970).

¹⁶ Frank 1989, 54: In Wittgensteins Texten sei „der Stil nicht selbst bedeutungshafte, sondern fast physiognomisches Element [...]. Es ist gleichsam die Hand- oder die Unterschrift des Individuums in ihnen, und sein semiologisches Pendant ist das Symptom, nicht das Zeichen“.

Das Subjekt und sein „Rhythmus“

Beruft sich Frank als Subjekt- und Sprachtheoretiker besonders gern auf Schleiermacher, so knüpft Henri Meschonnic an Humboldt an, dessen sprachphilosophische Reflexionen ihm in doppelter Hinsicht wichtig sind: zur Explikation des Anteils, den ein sprechendes Subjekt an der Rede hat, sowie zur Darlegung des energetischen Charakters von Sprache. Gebunden an eine sich ständig wandelnde, als System nicht endgültig zu fixierende Sprache, ist das Subjekt Meschonnic ein metamorphotisches Subjekt. Die Manifestation des Subjektiven in der Rede expliziert er mittels des Begriffs „Rhythmus“, wobei er jüngere, nach seiner Auffassung irreleitende Vorstellungen über das Wesen des Rhythmus um älterer, fruchtbarer willen zu überwinden bestrebt ist (vgl. Meschonnic 1998, 156-157). Meschonnic's „neue Definition des Rhythmus“ lautet:

Rhythmus ist nun nicht mehr der phonetische Wechsel zwischen betont und unbetont; Rhythmus ist die Organisation der Sprechbewegung in der Schrift durch das Subjekt.¹⁷

Nachdrücklich hält Meschonnic am Subjekt-Begriff fest und insistiert auf seiner zentralen Rolle in der Theorie der Rede, der Poetik und der Anthropologie. Freilich will er ihn modifiziert wissen: eben im Sinne eines sich unablässig transformierenden Subjekts, das energetisch ist wie die Sprache, in der es sich rhythmisch manifestiert.

Eine Poetik des Rhythmus findet sich dort, wo die Organisation der Bewegung des Sprechens von einem spezifischen Subjekt vollzogen wird, das wir das Subjekt des Gedichts nennen wollen. Durch dieses Subjekt wird die Organisation der Sprache zu einer generellen und größtmöglichen Subjektivierung des Diskurses, so wie der Diskurs selbst durch das Subjekt transformiert wird und das Subjekt zum Subjekt nur durch diese Transformation wird.¹⁸

Die Feststellung, „eine Poetik des Rhythmus“ sei zugleich eine „Poetik des Subjekts“ deutet an, daß das „Subjekt“ selbst als ein Sich-Herstellendes zu denken ist.¹⁹ Um dieses Subjekts willen gilt es, „das Denken der Sprache von der Poetik aus neu zu entwerfen“ (Meschonnic 1995, 68).

Eine Reihe analoger Ansätze zur Reaffirmation des Subjekts als Subjekt der Rede, als Subjekt des Textes wäre zu nennen. Ihnen gemeinsam ist die Verankerung in poetologischen Konzepten. Die Spuren des Subjekts werden in Bereichen gesucht, wo sich

¹⁷ Meschonnic 1996/97, 167. Die Sprachtheorie sei „Grundlage für eine allgemeine Anthropologie“, in der Sprachtheorie sei „die Theorie des Rhythmus strategisch“ (Meschonnic 1996/97, 157).

¹⁸ Meschonnic 1996/97, 168. Weiter heißt es: „Dieses Subjekt ist nicht mehr das bewußte, einheitliche, selbstbestimmte Subjekt der Philosophie, noch das Subjekt der Erkenntnis, noch das Individuum, das sich zum Ausdruck bringt, noch das Subjekt von Benvenistes Diskurs-Linguistik, noch auch das Subjekt der Psychoanalyse, das ein anthropologisches oder psychologisches Subjekt ist – was wir alle sind und was für eine solche Transformation nicht hinreicht, für die es demnach ein spezifisches Subjekt voraussetzen gilt“ (Meschonnic 1996/97, 168).

¹⁹ Vgl. Meschonnic 1996/97, 168: „Wenn es eine Poetik des Rhythmus gibt, dann ist es keine des Klangs, sondern eine des Subjekts. Dieses Subjekt ist die Erfindung seiner eigenen Geschichtlichkeit, und darin besteht seine Spezifität.“

auch Kriterien der Poetizität statuieren lassen. Anders gesagt: Wie auch immer die Differenz zwischen poetischer Sprache und Alltagssprache zu bestimmen gesucht wird – ihre Kriterien werden zu Anhaltspunkten für die Auffindung von Spuren des Subjekts in der Rede. Umgekehrt gelten die Merkmale sprachlicher Subjektivität oft als Poetizitätskriterien. Gemeinsam ist diversen Verteidigern des Subjekts zudem die Idee eines „Subjekts in Arbeit“. Das sich sprechend artikulierende Subjekt wird nicht als ein dem Artikulationsakt Vorgängiges gedacht, sondern als eine Instanz, die sich sprechend konstituiert – dabei aber zugleich auch die Sprache rekonstituiert, welche ihrerseits eher als etwas Prozessuales zu beschreiben wäre denn als statisches System, als „Energeia“ eher denn als „Ergon“. Durch diese Begriffsdifferenzierung bietet gerade die Humboldtsche Sprachphilosophie ein Beschreibungsmodell an, das dem prekären Subjekt der Moderne (oder Nachmoderne) zur Konturierung verhelfen könnte, einem Subjekt, das sprechend an sich arbeitet und nur in dieser Arbeit und durch sie ist.²⁰

Das Subjekt und seine „Stimme“

Ein letzter hier zu nennender Ansatz zur Reaffirmation des Subjekts in ästhetisch-poetologischen Kontexten mag in der Aufwertung der Stimme sowie in deren poetisch-experimenteller Erkundung liegen – und zwar letztlich vor dem Hintergrund einer langen Tradition, die zurückreicht bis zu der bereits erwähnten Formel „Rede, daß ich Dich sehe“, dem die Apologeten der Mündlichkeit seit der Antike beizupflichten pflegten. Humboldt hatte in seinen thesenhaften Reflexionen *Über Denken und Sprechen*, der nach Albert Leitzmann frühesten Aufzeichnung Humboldts über die Sprachproblematik,²¹ die Genese der Sprache aus der stimmlichen Artikulation umrissen. Auffällig ist, daß er bei der Reflexion über die stimmliche Äußerung des Menschen erstens klar den Aspekt der Zeitlichkeit betont, daß er zweitens bereits die innere Wechselabhängigkeit von Sprecher und Sprache in einer seine späteren Reflexionen antizipierenden Weise hervorhebt, daß er drittens schließlich mit dem Bildfeld um den ‚belebenden Hauch‘ die „Energeia“-Konzeption vorwegnimmt.

Die schneidendsten unter allen Veränderungen in der Zeit sind diejenigen, welche die Stimme hervorbringt. Sie sind zugleich die kürzesten, und aus dem Menschen selbst mit dem Hauche, der ihn belebt, hervorgehend, und augenblicklich verhallend, bei weitem die lebendigsten und erwecktesten. (Humboldt 1968/VII, 582)

²⁰ Diese Arbeit kann als „poetische“ bezeichnet werden, und sie ist so bezeichnet worden. Nirgends wird die Arbeit an der Sprache, welche als Arbeit am Subjekt ausgelegt werden kann, prägnanter ableitbar als an literarisch-poetischen Texten. Es gebe, so Meschonnic (1998), „kein Werk ohne Subjekt, kein Subjekt ohne ein Werk“ (187), und er postuliert ein „spezifisches Subjekt“: ein „Subjekt des Gedichts“ ein „Subjekt der Kunst“ (184). Und es ist wiederum nicht „die Kunst“ als etwas Allgemeines und Abstraktes, welche den Spielraum bildet, innerhalb dessen sich Subjekt und Sprache immer wieder wechselseitig hervorbringen, sondern das bestimmte Werk: Das „in Frage stehende Subjekt“ sei stets „das Subjekt dieses Gedichts“ (176).

²¹ Vermutlich 1795/96 entstanden; der Titel stammt von Leitzmann, Humboldt 1968/VII, 581-583.

Die Mehrdeutigkeit des Wortes ‚Stimme‘, das nicht nur das Sprechorgan bezeichnet und damit die physische Person des jeweils besonderen Sprechers in Erinnerung bringt, sondern auch metonymisch für das „stimmberichtigte“ Subjekt steht, mag zu ihrer Attraktivität für die Apologeten des „Subjekts“ ebenso beigetragen haben wie die Erinnerungen an den Mythos von Tithon, der, als Quittung für seinen unbedachten Wunsch nach Unsterblichkeit, zur bloßen Stimme, freilich zur unsterblichen, wurde, indem sein Körper verfiel. Das Letzte, was vom Subjekt bleibt, ist vielleicht ebenfalls – seine Stimme. Aber auch ästhetisch-poetologische Ansätze, welche gerade das „Körperliche“ und „Körpergebundene“ der Dichtung und Kunst affirmieren, weisen der Stimme vielfach einen privilegierten Rang als Medium subjektiver Selbstdarstellung zu. Ingeborg Bachmann hat noch das agonale Gemurmel Beckettischer Figuren als Bekundung des Ichs an der Grenze zur (Selbst-)Auflösung gedeutet – und ihre Beckett-Interpretation stellt zugleich einen Beitrag zur Re-Affirmation des Subjekts dar.

Becketts Ich verliert sich im Gemurmel, und noch sein Gemurmel ist ihm verdächtig, aber die Nötigung zu reden ist trotzdem da, das Resignieren unmöglich. [...] es gibt keine letzte Verlautbarung. Es ist das Wunder des Ich, daß es, wo immer es spricht, lebt; es kann nicht sterben – ob es geschlagen ist oder im Zweifel, ohne Glaubwürdigkeit oder verstümmelt – dieses Ich ohne Gewähr! Und wenn keiner ihm glaubt, und wenn es sich selbst nicht glaubt, sowie es einsetzt, sowie es zu Wort kommt, sich löst aus dem uniformen Chor, aus der schweigenden Versammlung, wer es auch sei, was es auch sei. Und es wird seinen Triumph haben, heute wie eh und je – als Platzhalter der menschlichen Stimme. (Bachmann 1984/IV, 237)

Bachmann weiß aber auch, wann und wo die Stimme ihre Rolle als Bekundung des Subjekts ausgespielt haben könnte: wenn sie sich von der Sprache löst. Und darum gilt ihr programmatisches Plädoyer der Vokalmusik als einer Kunstform, welche den Selbstbeauptungscharakter des Sprachlichen mit der expressiven Kraft der Musik synthetisiert (Bachmann 1984/IV, 61).

Eine Art Konvergenzpunkt rezenter Konzeptionen des Zusammenhangs zwischen Subjektivität und Sprache ist bei aller Verschiedenheit der Akzentsetzungen das Interesse an der Sprachphilosophie Humboldts – nicht zuletzt dort, wo es um die „poetische“ Dimension der Sprache schlechthin und um die innere Verknüpfung zwischen Sprachtheorie und Poetik geht. Günter Wohlfart beruft sich unter anderem auf Humboldts Diktum, die Sprache erinnere „in dem tiefsten und unerklärbarsten Teile ihres Verfahrens, an die Kunst“ (Humboldt 1968/VII, 95), um anschließend programmatisch (und ein wenig orakelhaft) festzustellen, die „Sprachen der Dichtung“ seien „Entsprechungen der Dichtung der Sprache“ (Wohlfart 1995, 122). Henri Meschonnic hat sehr entschieden dafür votiert, „Humboldt heute [zu] denken“, und zwar anlässlich dessen, was er als vorrangige „Aufgabe des Denkens“ versteht: „das Zeichen von der Dichtung aus zu sehen, den Begriff des Rhythmus und damit die ganze Theorie der Sprache zu transformieren“ (Meschonnic 1995, 68). Es gelte, die Denkbewegung Humboldts aufzugreifen und sich von hier ausgehend der Frage nach dem Subjekt des Handelns und Sprechens zu widmen. Meschonnic's Postulat einer Rückwendung zu Humboldt setzt vor allem einen unauflöselichen Zusammenhang zwischen Sprachtheorie, Poetik, Rhetorik, Ethik und Politik

voraus.²² Als Humboldtsche Leitsätze für das moderne Sprachdenken zitiert er programmatische Passagen, welche den Handlungscharakter sprachlicher Artikulation und deren jeweilige Besonderheit hervorheben.²³ Literatur, Sprache und menschliches Handeln seien in ihrem Zusammenhang zu betrachten, Poetik, Sprachtheorie und Ethik folglich aufs engste miteinander verknüpft (vgl. Meschonnic 1995, 77) – und zwar im Zeichen des leitenden Interesses an „Bildung und Wirkung des Subjekts“ (Meschonnic 1995, 74), oder genauer: im Zeichen der zweifachen Aufmerksamkeit gegenüber der „Verwandlung der Sprache durch ein Subjekt“ und die „Verwandlung eines Subjektes durch seinen Diskurs“ (Meschonnic 1995, 74). Deutliche Indizien sprechen für eine Wiederentdeckung Humboldts auch durch die Dekonstruktion, deren Umfeld wohl Hans-Jost Frey zugerechnet werden darf, der Humboldts Konzeption von Sprache als „Energeia“²⁴ ausdrücklich bekräftigt.

Sprache als Kunst, als individuelle Hervorbringung, als Sprechen zu verstehen ist die hauptsächliche Forderung und Leistung von Humboldts Sprachtheorie als Übersetzung seiner Ästhetik. Seine berühmteste Bestimmung der Sprache bestätigt dies: sie sei „kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)“ (Frey 1997, 61)

Frey zitiert Humboldts Diktum, Sprache sei „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“ (Humboldt 1968/VII, 46), und er charakterisiert die von Humboldt statuierte „Priorität des Sprechens vor der Sprache“ als „die kreative Unstimmigkeit in Humboldts Sprachtheorie“ (Frey 1997, 61). Einen wichtigen Anknüpfungspunkt für die rezente Auseinandersetzung mit Sprache bietet Humboldt vor allem, insofern er im Zusammenhang mit seiner These von der ‚Individualisierung‘ der Sprache in jedem Sprecher, ja in jedem Sprechakt, bereits unmißverständlich klarstellt, daß „Verständigung“ zwischen einzelnen Sprechern einen

²² Meschonnic kritisiert vehement und wortreich jene Theoretiker der Sprache, welche Humboldt für eine Tradition linguistischer Modellbildung vereinnahmen, derzufolge Sprache als System zu betrachten ist, um ihn etwa zum „Schutzpatron der generativen Grammatik“ (Meschonnic 1995, 69) zu deklarieren. Vielmehr sei Humboldt wegweisend mit seinem Interesse an der Besonderheit und Unableitbarkeit individueller Artikulation aus jeglichem System. „Ich nenne Humboldt denken ein Denken, das die Sprache als Element einer radikalen Historizität und eines Unendlichen des Sinns nimmt [...]“ (Meschonnic 1995, 70).

²³ Aus der Schrift *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* (1827-1829, Humboldt 1968/VI, 111-303) zitiert er den Satz: „Die Sprache liegt nur in der verbundenen Rede, Grammatik und Wörterbuch sind kaum ihrem toten Gerippe vergleichbar“ (Humboldt 1968/VI, 147; Meschonnic 1995, 72). Ähnlich zentral ist für ihn die Feststellung: „Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun“ (Humboldt 1968/VII, 42; Meschonnic 1995, 72).

²⁴ „Die Sprache [...] ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn“ (Humboldt 1968/VII, 45-46).

unerreichbaren Grenzwert der Kommunikation darstelle.²⁵ Meschonnic erklärt analog den Satz, alles Verstehen sei „immer zugleich ein Nicht-Verstehen“ (Humboldt 1968/VII, 64), zu einem derjenigen Leitsätze, an denen sich das zeitgenössische Sprachdenken orientieren sollte (Meschonnic 1995, 45). Die Humboldtsche Konzeption der Sprache als „Energie“ – und das ist wohl ein Hauptgrund für ihre Anschlußfähigkeit an rezenteren Theorieentwürfe und Reflexionsmodelle – legt es nahe, auch das sprechende Subjekt als transitorisch, energetisch, d. h. als ein *work in progress* zu denken. Die Arbeit an diesem Projekt namens Subjekt vollzieht sich insbesondere im Medium literarischen Schreibens.

Wenn also in jüngster Zeit diagnostiziert worden ist, das „Subjekt“ kehre in die Diskurse zurück,²⁶ so läßt sich dies dahingehend spezifizieren, daß das „Subjekt“ vor allem in den poetologischen Diskurs zurückzukehren scheint – wenn es ihn überhaupt je verlassen hatte. Die genannten Theoretiker (und andere) versuchen den Ort des Subjekts im Text zu bestimmen. Konkret stellt sich als Folge davon das Problem der Nachweisbarkeit von Subjektivität am Text: Wie und an welchen Merkmalen wird sie ablesbar? Man mag diese Frage als naiv oder unbeantwortbar betrachten – sie ist gleichwohl ein Anlaß zu fragen, wie literarische Texte selbst mit dem Problem der Beziehung zwischen Sprecher und Sprache umgehen, in welcher Form sie etwa die Differenz zwischen der Sprecher-Instanz und ihren sprachlichen Manifestationen reflektieren, die Differenz zwischen den Wörtern, aus welchen sie bestehen, und dem (angeblich oder tatsächlich) „Dahintersteckenden“ und „Zugrundeliegenden“.²⁷ Hier wiederum verdienen diejenigen literarischen Experimente besondere Beachtung, welche sich explizit der Frage nach sprechendem Ich und Sprache widmen, um die Sprachlichkeit des Subjekts und die Subjektivität des Sprechens aus doppelter Perspektive zu demonstrieren.

²⁵ „Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre [...] [denkt]. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen“ (Humboldt 1968/VII, 64-65). – „Jeder [...] braucht dieselbe [die Sprache] zum Ausdruck seiner besonderen Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem einzelnen aus und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. [...] Es läßt sich [...] nicht behaupten, dass die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede miteinander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andern und vermittelt das gegenseitige Verständniß; den Unterschied selbst aber vergrößert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewusstsein bringt; wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt“ (Humboldt 1968/II, 169).

²⁶ Renate Böschenstein konstatiert eine „sich in den letzten Jahren vollziehende Rückwendung vom ‚linguistic turn‘ zu einem Denken, das als Basis der Sprache wieder das Subjekt anerkennt“. Diese müsse „notwendig auch wieder die Frage nach möglichen Formen des Bewußtseins dieses Subjekts von sich selbst legitimieren“ (Böschenstein 1999, 85).

²⁷ Angemerkt sei, daß sich die Ausgangssituation bei geschriebenen Texten von der bei gesprochener Rede unterscheidet, wiewohl diese auch keineswegs die Voraussetzung dafür schafft, daß ein Subjekt der Rede nachweisbar würde. Die Situation mündlicher Rede hat nur in anderem Sinne deiktischen Charakter, so wie das Personalpronomen „ich“ deiktischen Charakter hat – ohne daß dabei das Ziel solcher Verweisung bestimmt wäre.

Das Ich und sein sprachliches Double

Eine Konsequenz aus der Feststellung, alles „Verstehen“ sei zugleich unausweichlich ein „Mißverstehen“, hat Humboldt selbst zumindest nicht explizit gezogen – und es mag ihm auch widerstrebt haben, sie zu ziehen: Einmal vorausgesetzt, daß sich, wie es seiner Überzeugung entspricht, das individuelle Subjekt als etwas Einmaliges in seiner Sprache, genauer: im einzelnen Sprechakt, abbildet, so folgt doch aus dem Anteil des „Mißverstehens“ an jedem Akt sprachlicher Kommunikation, daß es seinem Gegenüber letztlich nicht transparent werden kann. Und insofern es sich reflektierend – dabei wesentlich sprachgebunden – selbst gegenübertritt, muß jeder Objektivierungsversuch scheitern, jeder Versuch, sich selbst erschöpfend transparent zu werden. Für sein Gegenüber, aber auch für sich selbst beim Versuch der Selbst-Bestimmung, bleibt das „Subjektive“ am sprechenden Subjekt demnach eine *black box*. Diese *black box* ist eine der wesentlichen Herausforderungen literarisch-poetischen Schreibens in der Moderne. Noch einmal ein Blick zurück zu Humboldt: Die Unmöglichkeit, der Sprache zu entkommen, hatte dieser deutlich zum Ausdruck gebracht:

Eine [...] Schwierigkeit ist dass der Mensch von der Sprache immer in ihrem Kreise gefangen gehalten wird, und keinen freien Standpunkt ausser ihr gewinnen kann. Sobald er von irgend einem Wort auf den durch dasselbe bezeichneten Begriff übergehen will, so bleibt ihm [...] kein anderes Mittel übrig, als Uebersetzung in eine andre Sprache, oder eine wieder nur durch Worte zusammensetzende Definition. (Humboldt 1968/VII, 623)

Die im folgenden vorgestellten Texte verknüpfen die Diagnose von der Gefangenschaft des Menschen in der Sprache mit der Ich-Thematik; sie reflektieren den Befund, daß der Gefangene der Wörter sich niemals unvermittelt selbst zu sehen vermag, sondern allein im Spiegel der Wörter. Ihre ausgeprägte Doppelbödigkeit resultiert daraus, daß der Leser es zwar jeweils mit einem „Ich“ zu tun bekommt, das über seine sprachliche Bespiegelung reflektiert, es ihm dabei aber (insofern er einen Text liest) klar sein muß, daß jenes Ich immer schon ein sprachliches – also allenfalls ein Spiegelbild, ein Double, ein „Mann aus Wörtern“ – ist. Textarrangements dieser Art verweisen modellhaft auf die wechselseitige Abhängigkeit von Ich und Sprache sowie auf deren Ambivalenz: Das Ich nimmt als sprachliches Ich erst Gestalt an, konstituiert sich sprachlich (beginnend beim Gebrauch des Personalpronomens der ersten Person Singular bis hin zur expliziten Selbstdarstellung), doch eben darum ist eine Differenzierung zwischen dem, was zum Ich gehört, und dem, was zur Sprache gehört, unmöglich. Selbst die scheinbar spontanste und authentischste Rede vom Ich ist eine Rede aus dem Gefängnis der Wörter heraus, und für den, der außen steht, bleibt unüberprüfbar, wer innen wirklich spricht. Selbst für den, der sich beim „Ich“-Sagen zuhört, gibt es keine Gewisheit über sich selbst und über das Subjekt der Rede.²⁸ Die Literatur treibt ihr Spiel mit Ich-Entwürfen, aber sie reflektiert diesen Entwurfcharakter, inszeniert eine „Fastnacht für das Ich“, bei dem „dieses Ich, dieses

²⁸ „Wenn wir aber eines Tages wieder in einer ungewöhnlichen Situation Ich sagen, kommt uns, mehr als in dem frühen Zustand, an: Beklommenheit, Staunen, Grauen, Zweifel, Unsicherheit“ (Bachmann 1984/IV, 219).

Niemand und Jemand in seinen Narrenkleidern“ viele verschiedene Gestalten annimmt (Bachmann 1984/IV, 219). In autobiographischer und autobiographisch grundierter Literatur kommt noch ein Weiteres dazu: Hier sucht der Schreibende im Medium der Wörter nach einer Gestalt, um Bestand zu gewinnen. Einzelne Autoren bemühen sich exzessiv darum, ihr Leben in Sprache ‚aufgehen‘ zu lassen – ausgehend von der an sich unhaltbaren, aber fruchtbaren Hypothese, man könne „die eigene Person, das eigene Leben, ohne Übersetzung in ein Buch tragen“ (Bachmann 1984/VI, 221). Hinter der literarischen Thematisierung jeglichen „Ichs“ sieht Ingeborg Bachmann einen Grundimpuls wirksam, der einer tiefen Unselbstverständlichkeit des Ich-Bewußtseins entspringt. „Ich möchte beinahe behaupten, daß es kein Roman-Ich, kein Gedicht-Ich gibt, das nicht von der Beweisführung lebt: Ich spreche, also bin ich“ (Bachmann 1984/IV, 225).

Natürlich ist das Sprechende „Ich“ niemals das ursprüngliche und authentische Ich, aber es ist das Produkt des Versuchs, jenem eine Gestalt und damit Greifbarkeit zu verleihen. Insofern ist Literatur Selbst-Behauptung in doppeltem Sinn, und Sprache, ihr Medium, die Voraussetzung dafür, daß das moderne Ich trotz seiner inneren Zerrissenheit seiner selbst als eines Lebendigen inne wird. Insofern hat der überspitzte Satz einen Sinn: „Es ist das Wunder des Ich, daß es, wo immer es spricht, lebt; es kann nicht sterben“ (Bachmann 1984/IV, 237). Wunder entziehen sich jedoch der Beweisführung, und je wundersamer die Selbstbehauptung eines Sprechenden Ichs als Subjekt der Rede erscheint, desto fraglicher bleibt, was „dahinter“ steckt. Die da „ich“ sagen, spielen teils bewußt, teils unbewußt mit der Ununterscheidbarkeit des „Ichs“ von seinem jeweiligen sprachlichen Double. Der Leser ist in jedem Fall an der Außenseite der Texte lokalisiert.

Die Geschichte jener spezifischen Gattung literarischer Texte, die erstens vom Ich und seiner Sprache handeln, zweitens ein reziprokes Begründungs- und Abhängigkeitsverhältnis zwischen beiden statuieren und dieses drittens durch ihre eigene Struktur spiegeln, beginnt in der Romantik.

Monolog

Der frühe Prototyp all der literarischen Texte, welche sich dem Problem einer Bestimmung des „Subjekts“ der Rede widmen, eine monokausale Ableitung der Rede ablehnen und auf eine ausnehmend modern anmutende Weise ein Doppelbegründungsmodell sowohl entwerfen als auch durch ihre eigene Struktur illustrieren, ist der *Monolog* des Novalis. Als unzulänglich aufgegeben wird hier zunächst ein Sprachkonzept, das die Wörter zu beliebig handhabbaren Instrumenten der Bezeichnung degradiert. Ein „Ich“ meldet sich zwar zu Wort, doch wenn man den Text beim Wort nimmt, ist es die Sprache selbst, welche sich mit jeder Bekundung ausspricht, wodurch sich der Text als Monolog der Sprache selbst darstellt. Das Sprechende Ich erscheint allerdings nicht als Antagonist der Sprache, sondern als deren Medium; es findet in seiner Sprache und durch sie die eigene Identität – als eine *per-sona* der Sprache.

Es ist eigentlich um das Sprechen und Schreiben eine närrische Sache; das rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Der lächerliche Irrtum ist nur zu bewundern, daß die Leute meinen – sie sprächen um der Dinge willen. Gerade das Eigenthüm-

liche der Sprache, daß sie sich bloß um sich selbst bekümmert, weiß keiner. Darum ist sie ein so wunderbares und fruchtbares Geheimniß, – daß wenn einer bloß spricht, um zu sprechen, er gerade die herrlichsten, originellsten Wahrheiten ausspricht. Will er aber von etwas Bestimmtem sprechen, so läßt ihn die launige Sprache das lächerlichste und verkehrteste Zeug sagen. Daraus entsteht auch der Haß, den so manche ernsthafte Leute gegen die Sprache haben. Sie merken ihren Muthwillen, merken aber nicht, daß das verächtliche Schwatzen die unendlich ernsthafte Seite der Sprache ist. Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln sei – Sie machen eine Welt für sich aus – Sie spielen nur mit sich selbst, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum sind sie so ausdrucksvoll – eben darum spiegelt sich in ihnen das seltsame Verhältnißspiel der Dinge. (Novalis 1965, 672)

Die Idee einer Autonomie der Sprache provoziert auch eine veränderte Auffassung des Verhältnisses zwischen den Wörtern und den Sprechern; sie impliziert, daß sich die Sprache durch die Sprecher nicht eigentlich funktionalisieren und externen Zwecken unterordnen läßt. Demjenigen, der mit Sprache nach seinem eigenen Willen zu verfahren sucht und dabei einer Selbsttäuschung unterliegt, steht derjenige gegenüber, der sich dem Willen der (als „Subjekt“ der Rede gedachten) Sprache als deren Medium und Artikulationsinstrument unterwirft: Novalis schildert ihn unter Anlehnung an das Inspirationsmodell als „prophetisch“. Im nächsten Satz dann nimmt er diese Bestimmung jedoch wieder zurück bzw. relativiert sie – da eine solche These, wie jede Feststellung, dem Willen zum Gebrauch der Sprache als Instrument theoretischer Erklärung entsprungen sei. Genau dies aber widerspräche ihrem zuvor behaupteten Wesen. Theorien über Sprache, welche diese von erhöhter Warte aus erklärten, kann es nicht geben; Standorte außerhalb der Sprache, von welchen her sich diese objektivieren ließe, sind nicht denkbar. Denn alles, was gesagt wurde, gilt auch für den, der über Sprache etwas sagen will, also für den Verfasser des *Monologs* selbst – eine Entdeckung, mit der der Text sich auf sich selbst zurückwendet.

So ist es [...] mit der Sprache – wer ein feines Gefühl ihrer Applicatur, ihres Takts, ihres musikalischen Geistes hat, wer in sich das zarte Wirken ihrer innern Natur vernimmt, und danach seine Zunge oder seine Hand bewegt, der wird ein Prophet sein, dagegen wer es wohl weiß, aber nicht Ohr und Sinn genug für sie hat, Wahrheiten wie diese schreiben, aber von der Sprache selbst zum Besten gehalten und von den Menschen, wie Cassandra von den Trojanern, verspottet werden wird. Wenn ich damit das Wesen und Amt der Poesie aufs deutlichste angegeben zu haben glaube, so weiß ich doch, daß es kein Mensch verstehn kann, und ich ganz was albernes gesagt habe, weil ich es habe sagen wollen, und so keine Poesie zu Stande kommt. (Novalis 1965, 672)

Ist jede absichtsvolle Rede eine Selbsttäuschung? Doch in einer neuerlichen Wendung schlägt der Text vor, auch das was der Sprachbenutzer willentlich sagt, als Selbst-Aussprache der Sprache zu betrachten. Erschien zunächst der Versuch, über Sprache als über ein Medium zur Mitteilung von Inhalten verfügen zu wollen, unangemessen, so wird nun der Wille zu sprechen – auch noch der für den Monolog konstitutive Mitteilungswille – als Manifestation eines von der Sprache selbst ausgehenden Impulses verstanden. Von

der Sprache getragen und bedingt, realisiert der Sprecher mit seinen Intentionen zugleich die der Sprache selbst.

Wie, wenn ich aber reden müßte? und dieser Sprachtrieb zu sprechen das Kennzeichen der Eingebung der Sprache, der Wirksamkeit der Sprache in mir wäre? und mein Wille auch nur alles wollte, was ich müßte, so könnte dies ja am Ende ohne mein Wissen und Glauben Poesie sein und ein Geheimniß der Sprache verständlich machen? und so wär' ich ein berufener Schriftsteller, denn ein Schriftsteller ist wohl nur ein Sprachbegeisterter? (Novalis 1965, 672-673)

Durchgespielt wird hier das Modell einer prästabilisierten Harmonie zwischen Sprache und Sprecher, Sprachwillen und Sprecherwillen. Aber von wem – vom Ich oder von der Sprache? Der Text demonstriert durch sich selbst die Unlösbarkeit dieses Rätsels. Das Subjekt der Rede steht – die wiederholten Fragezeichen mögen darauf hindeuten, vor allem das syntaktisch keineswegs selbstverständliche letzte – weiterhin in Frage.

„um ein gedicht zu machen / habe ich nichts“²⁹

Die Idee, im Medium Literatur der Sprache und den Wörtern Anlaß zur Selbstartikulation zu geben, wird von verschiedenen Vertretern moderner Literatur und Poetik durchgespielt, so von Ernst Jandl, der verschiedentlich Anstalten macht, das eigene Ich hinter die als eigenmächtig gedachten Wörter zurücktreten zu lassen. Die Beziehung zwischen dem Schriftsteller und den Wörtern ist jedoch weniger simpel, als diese Rede vom „Zurücktreten-Hinter“ suggerieren könnte. Denn zum einen ist es der Schreibende selbst, welcher sich sein „Zurücktreten-Hinter“ denkt und es explizit thematisiert, und zum anderen bedarf es des *Arrangements*, um die Wörter „sich“ aussprechen zu lassen. Jemand muß bereit sein, ihnen zuzuhören. In dem Maße, als das schreibende „Ich“ auf seine Autorität verzichtet und sie an die Wörter delegiert, tritt es vielleicht noch einmal deutlich hervor – als Urheber einer Versuchsanordnung. Jandl hat wiederholt betont, er betrachte die Arbeit des Dichters als eine Arbeit an der Sprache, bei welcher es um die Erzeugung von Gedichten gehe – und nicht subjektive Selbstaussage oder Selbstversenkung. Das Gedicht *von wörtern* (Jandl 1982, 83) erinnert an den *Monolog* des Novalis, da es auch hier um Eigen-Sinn und Eigenwilligkeit des Sprachlichen geht. Hier ergreift nicht einmal ein „Ich“ das Wort; der Text richtet sich an ein unbestimmtes Du.

erwarte
von wörtern nichts
sie tun es nicht
für dich
sie kommen gierig
überschwemmen dich
und dein papier
nicht was sie dir
antun

²⁹ Aus Ernst Jandls Gedicht „inhalt“ (Jandl 1982, 5)

doch was du dem geringsten
von ihnen
angetan
kann etwas sein

Wer spricht? Der Gedicht-Titel (*von wörtern*) ist doppeldeutig wie der Titel *Monolog* (bei dem ja einerseits das monologisierende Sprecher-Ich, andererseits die monologische Selbst-Aussprache der Sprache gemeint sein könnte): Jandls Text spricht über Wörter, ist also unter dem Aspekt des Objektbezugs ein Text *von wörtern*. Und er suggeriert, daß im literarischen Prozeß alle Initiative *von wörtern* ausgeht. Wiederum wird auf buchstäblicher Ebene der Sprachbenutzer auf die Rolle des Mediums verwiesen – nicht aber, ohne ihm die Möglichkeit zu verheißen, an und mit Wörtern etwas zu „tun“. Aber wer verheißt hier etwas? Die Sprache „gehört“ niemandem, wie Jandl explizit betont:

[...] ich bin ein Lyriker ohne eigene Sprache, denn diese Sprache, die deutsche, wie jede andere [...], gehört nicht dem Lyriker, nicht dem Dichter, nicht dem Schriftsteller, sondern allen, die in dieser und jener, jeglicher, Sprache leben, d. h. in ihr, mit ihr und durch sie Menschen, menschliche Wesen, sind. Die Sprache gehört mir nicht, diese meine deutsche Sprache gehört mir nicht. Sie gehört allen. (Jandl 1985, 37)

Glaubt man expliziten Beteuerungen aus Jandls Poetik-Vorlesungen, so gälte es, sich sprechend der Sprache zu überlassen. Diverse Gedichte Jandls reflektieren die Eigenmächtigkeit der Sprache oder führen diese vor. Ein „Ich“ behauptet sich paradoxerweise immer wieder durch seine Selbstzurücknahme oder durch seine Übersetzung in andere grammatikalische Formen. Wer also spricht? Jandls Texte beweisen nicht, daß es die Sprache ist, welche sich durch den Mund der Sprecher ausspricht – sie beweisen, daß es möglich ist, entsprechende Suggestionen zu erzeugen.

Meine Sprache und ich

Ilse Aichingers Erzählung *Meine Sprache und ich* (1977) handelt buchstäblich von der Symbiose von Ich und Sprache. Der Text hat Ähnlichkeiten mit einer Doppelgängergeschichte. (Nicht zufällig wird auf das Mißgeschick des Sosias in der Geschichte des Amphitryon angespielt, die ja eine doppelte Doppelgängergeschichte ist).³⁰ Wer spricht und von wem ist die Rede? Von einer offenbar nicht mehr ganz jungen, etwas zerstreuten Person, die am Meer Urlaub macht, dazu neigt, Schals zu verlieren und Ausweispapiere zu verlegen, und deren Einsamkeit sie ein wenig seltsam und schrullig werden läßt: Gedanken kreisen um die Zöllner in der nahen Zollhütte, und die Sorge um den Zustand des eigenen Gehörs führt zu eigenartigen Geräuschexperimenten mit auf Teller fallenden Messern. Aber das ist nicht einfach ein „Ich“, sondern da ist eine zweite, wenngleich von der ersten un-

³⁰ „Das erinnert mich immer an den, der ich sagte, als er zu spät ins Haus wollte. Ich bin draußen, ich, ich“ (Aichinger 1981, 219). Sosias als „Hausmeister“: so falsch ist das nicht. Freilich mag auch auf die Heideggersche Wendung vom „Haus des Seins“ angespielt werden, verbunden mit dem Bild eines, der „draußen“ steht und hinein will – wo aber schon ein Anderer ist.

zertrennliche Protagonistin: „meine Sprache“, die mit dem langen, kahlen Hals. *Die* ist schuld, wenn Dinge abhanden kommen: zuerst der Schal, dann, als Folge des Halskarrhs, vielleicht die Stimme. Die Sprache als die Doppelgängerin des Ichs zu beschreiben, erscheint plausibel, denn schließlich verdoppelt sich das Ich, sobald es über sich spricht. Doppelgänger sind Abspaltungen des Ichs, Projektionen eines Teils seiner Identität auf ein Anderes und Äußeres und zugleich Erinnerungen daran, daß es sich selbst teilweise fremd ist. Das Erzählerinnen-Ich bei Aichinger scheint seine Sprache von sich abgespalten zu haben, weil sie ihm zu nahe war: ein Gedankenexperiment, das den inneren Zusammenhang zwischen dem Ich und seiner Sprache *via negationis* demonstriert. Denn „ich“ ist es ja, die da spricht, und ihr Versuch, die eigene Sprache als „die Andere“ zu denken, vollzieht sich im Medium der Sprache.

Die angebliche Rede von der „Anderen“, der Sprache, von der, die zerstreut, weltfremd und einsam dem Meer zuhört, ist nur notdürftig verschlüsselter Anlaß zur Rede vom eigenen Ich: Dieses ist gemeint, es spricht verschlüsselt von sich selbst. Und doch wäre eine authentischere Rede von diesem Ich kaum anders möglich als auf dem Weg über das Porträt seiner Sprache. Ein zweifacher Befund also: Nur im Sprechen über sich selbst kann das Ich über seine Sprache sprechen, nur im Sprechen über seine Sprache kann es von sich selbst sprechen. Ironisch-doppelbödig demonstriert der Text das Problem der Selbstreflexion, welche unausweichlich mit einer Aufspaltung der reflektierenden Instanz einhergeht; hier wird das Problem angegangen (nicht gelöst!) durch den Entwurf eines anderen Ichs namens „meine Sprache“. So verwandelt sich das Ich in eine dritte Person – ein Stilmittel, das auch Ernst Jandl angewendet hat, um anzudeuten, daß die unmittelbare Rede vom Ich eine Illusion ist.³¹

Die einzelnen Einfälle und Szenen, aus denen sich der Text zusammensetzt, reflektieren wie einzelne Spiegelscherben die nicht objektivierbare Beziehung des Ichs zu seiner Sprache – eine Beziehung, die im Medium literarischen Erzählens in einer Weise thematisiert werden kann, hinter der jede Theoriebildung zurückbleibt, da die Erzählung die Verwendung der ersten Person Singular, des „Ichs“ möglich macht und zugleich die Gespaltenheit dieses Ichs durch Perspektivenwechsel veranschaulicht. Einige Spiegelscherben seien aufgehoben, um sie für einen Moment genauer zu betrachten: „Meine Sprache“ – schon diese Wendung nebst der folgenden Schilderung einer engen, gelegentlich gar beengenden Symbiose, ist ein Stück Humboldtscher Erbschaft. „Meine Sprache“, nicht „die Sprache“, ist Protagonistin, und die Erzählung gilt deren Besonderheiten, Schrullen, Idiosynkrasien. „Meine Sprache ist eine, die zu Fremdwörtern neigt. Ich suche sie mir aus, ich hole sie von weit her“ (Aichinger 1981, 219). Das Ich, so suggerieren diese beiden Sätze, bedient „seine“ Sprache mit „deren“ Wünschen, wird um der Bedürfnisse seiner Sprache willen selbst aktiv. In die jeweils eigene Sprache eingehüllt, werden die Sprecher einander immer nur schemenhaft sichtbar. „Um jeden ist etwas herum, weißt du das nicht?“ (Aichinger 1981, 219). Unbeantwortbar erscheint angesichts der künstlichen Differenzierung zwischen Ich und Sprache die Frage nach dem Subjekt der Rede: „Wer ist das, der das sagt? Ich. Da muß ich lachen“ (Aichinger 1981, 219). Das Ich und seine Sprache sind einander zu nah und zu fern zugleich, und die Feststellung, zwischen

³¹ Dies gilt für Jandls „Sprechoper“ *Aus der Fremde* ebenso wie für eine ganze Reihe seiner Gedichte (Jandl 1980).

ihnen gebe es keine Kommunikation, klingt so kurios wie einleuchtend angesichts der Tatsache, daß hier ja von einem Doppelgängerpaar, nicht von zwei verschiedenen Wesen die Rede ist: „Meine Sprache und ich, wir reden nicht miteinander, wir haben uns nichts zu sagen“ (Aichinger 1981, 219). Die Sorge um einen drohenden Verlust des eigenen Gehörs, also der Aufnahmefähigkeit für Botschaften der Außenwelt, verhält sich komplementär zur ständigen Aufmerksamkeit gegenüber der eigenen Sprache, zu einer Tendenz, sich zusammen mit der eigenen Sprache vor der Welt zu verschließen. Die eigene Sprache scheint praktischen Fragen und Notwendigkeiten eher fremd gegenüberzustehen, scheint eine Tendenz zu haben, sich selbstgenügsam vor der Außenwelt zu verschließen (sie ist ja auch die Sprache einer Dichterin): „Sie äußert nicht einmal Wünsche. Das wäre nicht das Äußerste, was man von ihr verlangen könnte, aber es wäre doch etwas“ (Aichinger 1981, 220). Was geschähe, wenn die Sprache als Folge einer „verdorbenen Gesundheit“ (Aichinger 1981, 220) die „Stimme“ verlöre? Sie würde sich noch mehr in sich selbst zurückziehen und sich dem Gespräch mit dem Ich gänzlich verweigern. Als störend erscheint dem Ich die Indifferenz seiner Sprache: „Ich habe sie im Verdacht, daß ihr nur an sich selbst liegt. Oder nichts an sich selbst. Oder beides, das trifft sich“ (Aichinger 1981, 221). Und dabei wünschte sich das Ich, es wäre seiner Sprache etwas an ihm gelegen; es hofft verhalten, sie werde, statt sich und das Ich den Menschen „verdächtig“ zu machen, durch einen Verzicht auf ihre Selbstbezüglichkeit der Fremdheit zwischen Ich und Umwelt entgegenwirken. Da allerdings keine Indizien dafür sprechen, daß die Sprache geneigt ist, sich künftig mehr um das Ich zu sorgen und ihm seine Unverdächtigkeit zurückzugeben, bleibt es dem Ich allenfalls überlassen, sich weiterhin um seine Sprache zu sorgen – und das heißt letztlich: um sich selbst. Eine Ausdrucksform dieser Sorge ist das Sprechen über die Sprache. „Ich werde tun, was ich für sie tun kann. Die Unterhaltung allein wird ihr helfen, das Gespräch über sie [...]“ (Aichinger 1981, 222). Doppeldeutig und doppelbödig klingt die letzte Absichtserklärung, verbunden mit der Vermutung, „man“ werde von der Sprache des Ichs „mit der Zeit nichts mehr [...] wollen“ (Aichinger 1981, 222): Soll hier die Sprache in Schutz genommen werden, und wenn ja: vor wem und vor wessen Zumutungen? In jedem Fall bringt sich hier das Ich noch einmal als diejenige Hälfte des Doppelgängerpaares ins Spiel, die das Miteinander lenkt und sich vor seine Sprache stellt. „Ich werde hier und dort einen Satz einflechten, der sie unverdächtig macht.“³²

Der gesamte Text hat paradoxalen Charakter, insofern er die Möglichkeit suggeriert, die Sprache als ein Gegenüber zu betrachten und aus der souveränen Distanz über sie zu sprechen – um doch sprechend zu widerlegen, daß dies überhaupt möglich ist. Weder hat das „Ich“ eine von seiner Sprache unabhängige Gestalt, vermag es sich ohne sie doch nicht einmal zu artikulieren, noch kann die Sprache für sich allein bestehen. Die Frage nach dem „Subjekt“ des Textes ist nur mit dem Hinweis auf jene Doppelgänger-Konstellation beantwortbar: Das Subjekt ist „meine Sprache und ich“, ein doppeltes Subjekt, ein Pärchen, bei dem die eine ohne die andere nicht auskommt. Ihr Miteinander ist nur als Prozeß zu beschreiben, dessen Ende nicht absehbar ist. Aichinger bringt die Beziehung

³² Aichinger 1981, 222. Als sprachliche Absichtserklärung allerdings steht die Ankündigung einer solchen Manipulation der eigenen Sprache, einer solchen Verstellung, im Zeichen des performativen Selbstwiderspruchs: ‚ich verstelle mich‘ klingt wie ‚ich lüge‘.

zwischen dem Ich und seiner Sprache in eine Schwebelage, die sich begrifflich-abstrakt nicht explizieren läßt. Damit demonstriert sie durch ihren Text selbst – durch die Form einer paradoxalen Ich-Erzählung –, daß das literarische Schreiben eine durch keine Theorie zu überbietende Form der Selbstbespiegelung eines Subjekts ist, das sich als sprachliches Subjekt konstituiert, ohne doch distanz- und reflexionslos mit „seiner“ Sprache identisch zu sein.

Ein Mann aus Wörtern

Ein Doppelgänger aus Sprache wird auch in Hermann Burgers Erzählung *Ein Mann aus Wörtern* geschildert, ein gespenstisches Double des Ichs. Wiederrum bespiegelt das Ich sich selbst in jenem Gegenüber, das einerseits Schrecken verbreitet und von dem andererseits eine große Verlockung ausgeht: die Verheißung einer Wirklichkeit, in der die Wörter die Schlüssel zu den Dingen oder gar mit den Dingen identisch wären.

Obwohl der Mann, der Kilowattstunden einsammelt, mich jedes Jahr einmal tüchtig zu erschrecken vermag, ist er harmlos verglichen mit jenem Gespenst, das selbener, unregelmäßiger kommt und ohne anzuklopfen in mein Gartenhaus tritt. Ich meine den Mann, der nur aus Wörtern besteht. Meistens taucht er gerade dann auf, wenn ich im Wörterbuch lese. (Burger 1983, 239)

Das Wort-Gespenst repräsentiert einen Teil der Identität des Ichs, seine sprachliche Identität, welche sich in der Arbeit des Schriftstellers besonders prägnant manifestiert.

Der Mann, der nur aus Wörtern besteht, ist so schwer zu beschreiben wie Wörter, und alles, was schwer zu beschreiben ist, macht uns Angst. Wenn er lächelt, gleicht er mir, wenn er wütend ist ebenfalls, aber als ganzes sieht er keinem menschlichen Wesen ähnlich, nicht einmal dem Wort Mensch, am ehesten dem Wort Wort. Sein Gewand ist zusammengeflickt aus Adjektiven, Substantiven und Verben [...]. Seine Schritte tönen wie das Wort Schritt [...]. Eigentlich eine Vogelscheuche. Das Wort Mann bildet das Gerüst, und daran hängen Tausende von kleinen Buchstabenflicken [...]. Unter dem metallenen Oberkleid trägt er ein braunrot schimmerndes Unterkleid, das aus Wörtern wie Blut, Lunge, Niere, Herz und Leber gewoben ist, und unter dem Gefäde der Inneren ahne ich einen Brandfleck: das Wort Gewissen. Wenn man es verletzen könnte, müßte schwarze Tinte aus der Wunde rinnen. (Burger 1983, 239-240)

Reflektierte Aichingers Text eine persönliche Eigensprache, so geht es bei Burger um die *langue* im Sinne Saussures, um das Sprach-System der Allgemeinheit. Ganz und gar ein Wort-Mann zu sein, ganz und ausschließlich aus Wörtern zu bestehen – um mit dem Sagbaren und Schreibbaren selbst ganz zur Deckung zu kommen – diese Vision wird von Burgers kurzem Prosa-Text in Form eines höchst ambivalenten Gedankenexperiments durchgespielt: Einerseits verheißt ein solches Aufgehen des Ichs in den Wörtern eine uneingeschränkte Selbst- und Weltbeherrschung, andererseits scheint der Selbstverlust zu drohen, die Verwandlung in ein papierenes Schattenwesen. Der Mann aus Wörtern – das ist die Existenzform, welcher der Schreibende zuneigt. Die Pointe an dieser Skizze einer Vision vom vollständigen Aufgehen des Ichs in Wörtern, die zugleich Wunsch- und Alp-

traum ist, besteht darin, daß sie durch Wörter erzeugt wird. Tritt auf der Ebene der erzählten fiktionalen Handlung das Wörtermann-Gespenst von außen an das Erzähler-Ich heran, so erscheint es von einem anderen Betrachtungsstandpunkt aus als von diesem Erzähler erzeugte Projektionsfigur. Die Frage, ob hier das Ich die Wörter dirigiert oder die Wörter dabei sind, sich das Ich zu unterwerfen und zu assimilieren, wird durch den Text zwar aufgeworfen, läßt sich aber nicht einsinnig beantworten. Angesichts des Doppelgängers aus Wörtern erscheint selbst die Differenzierung zwischen dem Ich und seiner Sprache als eine Hilfskonstruktion – als etwas, das aus Wörtern gemacht ist, welche – je nach Standpunkt – die Wirklichkeit gestalten oder zu bloßen Formeln reduzieren. Viele Details an diesem aus Gleichnissen, Metaphern und Allegorien konstruierten, zudem durch vielfältige intertextuelle Verweisungen charakterisierten Text Burgers tragen zu seinem meta-poetischen Charakter bei. Die Ambivalenz, mit welcher sich das Verhältnis zwischen Ich und Sprache darstellt, kommt etwa in dem merkwürdigen Bild vom Mann aus Wörtern als einem Messerwerfer zum Ausdruck: Aggressiv richten sich die Wörter hier gegen das Ich, doch es wird nicht etwa verletzt. Vielmehr stecken die Wörter seine Silhouette ab: Das Ich wird durch die Wörter buchstäblich von außen umrissen, und so gewinnt es durch diese seinen sichtbaren Umriss.

Der Mann, der nur aus Wörtern besteht, verflucht mich. Er wirft seine Dolche, blitzende Verwünschungen, die um meine Ohren sausen und federnd in der Tapete stecken bleiben. Doch nie [...] treffen mich die Klängen wirklich, denn der Mann [...] hat nicht die Aufgabe, mich umzubringen. Es genügt, wenn er meine Silhouette absteckt. (Burger 1983, 240)

Burger spielt zum einen mit logozentrischen und sprachmystischen Topoi, zum anderen verdeutlicht er den Anschluß, der zwischen diesen und der modernen „transzendental-hermeneutischen“ Sprachkonzeption (Apel 1963, 19) besteht. Die Vision einer vollständigen Versprachlichung der Welt und des Ichs changiert in seiner Darstellung zwischen der alpträumhaften Idee einer reduktiven „Verformelung“ von Ich und Welt einerseits (Verformelung ist der Bachmannsche Terminus für eine krisenhafte Stagnation der Wirklichkeit als Folge einer verfestigten Sprache), dem utopischen Ideal vollendeter Sinnhaftigkeit und Transparenz andererseits. Dies gilt auch für Burgers längere Erzählung *Blankenburg*, in der die Beziehung eines Ichs zur Sprache erneut als krisenhaft und ambivalent beschrieben wird. Der Ich-Erzähler berichtet von einer Krankheit und der Kur, welcher er sich unterzieht. Die Krankheit – genannt *Morbus lexis* – besteht im Verlust des Vermögens, die Welt und sich selbst zu lesen, ausgelöst durch ein sich nebelartig ausbreitendes Nichts, das zur Zersetzung und Zersplitterung aller Zusammenhänge führt. Ausdruck der Krise, die das Ich befällt, ist seine gestörte Beziehung zu den Wörtern und Texten, deren Funktion es wäre, zur Lektüre des eigenen Inneren und der äußeren Natur anzuleiten.

[...] die ganze Natur ist [...] keine mehr, weil, wie es in der Schrift heißt, alle Dinge gemacht sind durch das Wort, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. (Burger 1986, 42)

Schritt für Schritt liest sich das Erzähler-Ich ins Leben zurück. Seine Therapie besteht in der Lektüre des Grimmschen Wörterbuchs, in der Wieder-Aneignung der Wörter, welche

die Voraussetzung der anschließenden Wiederaneignung der Welt darstellt. Verordnet wird ihm die Kur von einer Frau, an welche er die sieben Briefe richtet, aus denen *Blankenburg* besteht: es ist die Herrin von Blankenburg, die viele Namen hat und als eine Art allegorischer Personifikation des Universums der Bücher und Texte gelten darf. Von ihr war ein Ruf an das erkrankte Ich ergangen:

[...] sei, Buchstabe, werde Wort und finde zurück zur Schrift, auf daß du nicht ausgelit wirst aus dem Buch des Lebens, denn die Natur hat jedem Ding seine Sprache nach seiner Essenz und Gestaltnis gegeben, und aus der Essenz urständet die Sprache oder der Hall, und ein jedes Ding hat seinen Mund zur Offenbarung. (Burger 1986, 35)

Morbis lexis bedeutet Weltverlust ebenso wie Auflösung des Ichs: „[...] das Ich zersetzt sich zu einer leidenden Mehrheit“ (Burger 1986, 47). „Der Leselose wird an die Materie zurückverliehen“ (Burger 1986, 42), und er wünscht sich, wieder ‚zu sich‘ zu kommen (Burger 1986, 43). „Ich bräuchte“, so schreibt der Kranke an die Herrin von Blankenburg, bevor die Kur beginnt, „ein Rezept zur Verschriftung meiner Existenz, daß ich von Ihnen gesundelesen werden könnte“ (Burger 1986, 32). Immer wieder betont der „Leselose“ die Abhängigkeit des Menschen von seinen Wörtern; er faßt seine Klage in die Rede von einem abstrakten „er“, da auch das „ich“ betroffen ist; wer der sprachlichen Form, der Haut seines Ichs, entbehren muß, der löst sich auf:

Dabei fühlt sich der Mensch ohne Buchstabenhaut als Neandertaler [...]. Wenn er lange nicht gelesen hat [...] erweitern sich die Löcher im Sieb seines Geistes, und alles fällt durch, und alles bis auf das Größte ist, als wäre es nicht da. Es ist das Gelesene bei ihm, das zum Auffangen des Erlebten dient, und ohne Gelesenes hat er nichts erlebt. (Burger 1986, 59)

Obwohl die Geschichte des Erzählers mit seiner Heilung endet, bleibt es hinsichtlich der Beziehung zwischen Ich und Sprache bei einer Ambivalenz. Diese resultiert daraus, daß sich durch die Genesung des Ichs an den Wörtern seine tiefe Abhängigkeit von diesen erweist. Wenn abschließend das Ich von seiner Heilung berichtet und erneut betont, daß es diese den Wörtern und sprachlichen Strukturen verdanke, welche seine Beziehung zur Welt erneuert und vertieft hätten, so liegt zwar einerseits die Erinnerung an die Humboldtsche Konzeption eines sprachlichen Weltbildes und einer wechselseitigen Bedingtheit von Sprache und individuellem Sprecher nahe. Doch gefaßt wird diese letzte Selbstaussage in Zitate (sie entstammen Jacob Böhmes *De signatura rerum*); es ist einmal mehr ein *Mann aus Wörtern*, der hier spricht. Die Genesung ist eine Heimkehr in die Welt der Wörter und Texte, eine Rückkehr in die Geborgenheit der Sprache, welche den ehemals „Leselosen“ als gastliches Gefängnis aufnimmt.

[...] ich bin an einem Satz erwacht, [...] ohne daß ich wüßte, an welchem, aber es hat inwendig in mir gesprochen, der eine quälende Ewigkeit lang unterbrochene Dialog ist wiederaufgenommen worden, ich werde wieder lesen können, denn ich finde Ansprache in der märzlichen Natur, ich kann sie anreden, und sie gibt mir Antwort, [...] ich sehe und benenne [...]. Und dann zum andern verstehen wir, daß die Signatur oder Gestaltnis kein Geist, sondern der Behälter oder Kasten des Geistes, darinnen er lieget [...]. (Burger 1986, 156-157)

Wer es ist, der da „inwendig“ spricht, wessen Satz es ist, der da das Ich „erwachen“ läßt, bleibt offen – und damit die Frage nach dem wahren „Subjekt“ der Rede. Was sich einerseits liest wie die Rettung des Sprecher-Ichs in die Sprache, ist andererseits, wie der ganze Burgersche Text, eine Kaskade von fremden Zitaten, von geborgter Rede. Redet hier ein durch die Sprache gerettetes und in seinem Status als Subjekt – metaphorisch: als Welt-Leser – bestätigtes Ich oder ein chimärisches Double aus Wörtern? Ist der, der da um die Intaktheit seiner „Buchstabenhaut“ klagt, je etwas anderes gewesen? Auch *Blankenburg* ist demnach als Doppelgängergeschichte auslegbar: als Geschichte über die unausweichliche Verdopplung des sprechenden Ichs. Doppelgänger aber sind doppeldeutig: Sie sind einerseits der Fremde, der einem das eigene Gesicht wegnimmt, andererseits eine Abspaltung und Objektivierung des eigenen Inneren. Allein durch seine Erscheinung erinnert das Double an die Gespaltenheit des Selbst – so die pessimistische Lesart der Männer und Frauen aus Wörtern. Aber – so die optimistische – die Verleihung des eigenen Gesichts an die Sprache entspricht zugleich der Utopie sprachlicher Selbstdarstellung.

Doubles aus Sprache, wie sie bei Burger und Aichinger auftreten, verweisen damit auf die doppelte Möglichkeit, sprachliche Entäußerungen zu deuten: im Sinne der Ermöglichung von Selbsterkenntnis – oder aber als Veranschaulichung der Tatsache, daß das eigene Gesicht sich verändert und verloren geht, sobald man spricht. Was die vorgestellten Texte verbindet, ist der implizite Hinweis auf die *Ambivalenz* jener Abhängigkeit des Ichs von seiner Sprache. Insofern es auch im Prozeß der Selbstreflexion an Sprache gebunden ist, ja Selbstreflexion unabhängig von Sprache nicht einmal denkbar erscheint, ist die Sprache einerseits Möglichkeitsbedingung der Selbsterkenntnis, ja der Konstitution von Identität, andererseits ein unüberwindliches Hindernis der Selbsttransparenz. Das Ich, das sich selbst sieht, sieht sich als sprachlich geprägtes, bedingtes und vermitteltes – als Spiegelbild aus Wörtern, als sein eigenes sprachliches „Double“, als ein *Mann aus Wörtern*, und nicht einmal der Verdacht ist auszuräumen, es sei überhaupt nicht das Ich, welches da im Spiegel seiner Wörter sichtbar werde, sondern vielmehr die Sprache selbst, welche sich seiner nur bediene. Der Wort-Doppelgänger ist, einfacher gesagt, ein Emblem für die Aufhebung des Ichs in der Sprache: im Sinne des Geborgenseins oder im Sinne der Selbstauflösung.

Während die genannten Theoretiker das „Subjekt“ in seiner Eigenschaft als Subjekt des Textes affirmieren, gehen die literarischen Texte mit dem Problem vorsichtiger, verhaltener um. Sie bringen die Beziehung zwischen dem „Ich“ und seiner Rede in eine Art Schwebezustand, deuten auf die Nicht-Nachweisbarkeit des Subjektiven hin, ohne die Möglichkeit einer Begründung des Texts in einem Subjekt dabei auszuschließen. Ironisch werden sprachliche Doppelgänger konstruiert, ironisch gibt sich die Rede vom „Ich“ als maskierte Rede zu erkennen, ironisch wird aber auch die Sprache durch Personifikation zur handlungstragenden Instanz erklärt. Doch keine der Versuchsanordnungen geht glatt auf: Jede enthält Behauptungen, die zumindest latent paradox erscheinen, jede Lösung hat ihre Fangstricke. Die daraus resultierenden Ambivalenzen geben nichts weiter zu erkennen, als daß das „Subjekt“ der Rede weiterhin in Frage steht – und daß es keine denkbare Antwort gibt, welche nicht wieder Anlaß zu Rückfragen gäbe. In ihrer Unentscheidbarkeit hinsichtlich des „Zugrundeliegenden“ werden diese Texte der Unentscheidbarkeit des Problems Subjekt vielleicht eher gerecht als jede theoretische Affirma-

tion, die schwer an der Last des Unbeweisbaren trägt, wenn sie sich nicht damit begnügt, zu postulieren oder mit einer regulativen Idee zu operieren.

Vergleicht man die angeführten Stimmen aus dem Bereich der Literaturtheorie und Poetik mit den vorgestellten literarisch-poetischen Beispieltexen, so zeigen sich Konvergenzen im Interesse an der Frage nach dem „Subjekt“ der Rede, Konvergenzen auch in der Akzentuierung der Wechselabhängigkeit von Sprecher und Sprache. Während die (entsprechend ausgewählten) theoretischen Ansätze durch die Behauptung von Spuren des Subjektiven in sprachlichen Äußerungen, insbesondere in literarischen Texten, verbunden sind, inszenieren die literarischen Beispieltexen die Frage nach dem Subjekt des Sprechens als eine offene Frage. Das Ich als denkbare Subjekt der Rede – das Ich als sprachliches Konstrukt und Zitat – das Ich als Rezipient sprachlicher Eingebungen: die verschiedenen Rollen des Sprechers stehen in spannungsvollem Bezug zueinander. Das Thema „Sprache und Subjekt“ kann nur in *einem* Medium in die Schwebe gebracht werden: in der Sprache und durch sie, und zwar in Form selbstbezoglicher Rede. Diese selbstbezügliche Rede kann dann an sich selbst die Unbeantwortbarkeit der Kernfragen nach der Beziehung zwischen Subjekt und Sprache demonstrieren. Die Un-Nachweisbarkeit des Subjekts – das Kernproblem der Subjekttheorien – wird von der Literatur als solche demonstriert. Unentscheidbarkeiten hinsichtlich der Grundfrage, wer spricht und in wessen Namen gesprochen wird, verweisen – wie die vorgestellten Texte exemplarisch illustrieren – auf die Offenheit und Ambiguität der Beziehung zwischen Subjekt und Wort.

Die Unentscheidbarkeit der Frage nach dem „Subjekt“ ist gewollt. Ein Gedicht Ingeborg Bachmanns endet mit der paradoxen Doppelzeile: „Ich bin es nicht. / Ich bin's“ (Bachmann 1984/I, 146).

Bibliographie

- Aichinger, Ilse. 1978/1981. „Meine Sprache und ich“. *Meine Sprache und ich. Erzählungen*. Frankfurt a. M.
- Apel, Karl-Otto. 1963. *Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico*. Bonn.
- Bachmann, Ingeborg. 1984³. *Werke*, I-IV (Sonderausgabe). Hgg. Christine Koschel/Inge von Weidenbaum/Clemens Münster. München.
- Bachtin, Michail. 1979. *Die Ästhetik des Wortes*. Hg. R. Grubel. Frankfurt a. M.
- Boehlich, Walter. 1956. „Die historisch-kritische Hamann-Ausgabe“. *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte*, 50, 341-356.
- Böschstein, Renate. 1999. „Poetische Sprache als psychohistorisches Dokument“. *Promethens. Mythos der Kultur*. Hgg. Edgar Pankow/Günter Peters. München, 85-107.
- Borges, Jorge Luis. 1970. „Pierre Menard, Autor des Quijote“. *Sämtliche Erzählungen. Das Aleph. Fiktionen. Universalgeschichte der Niedertracht* (übers. v. Karl August Horst). München, 161-171. (Orig.: „Pierre Menard, autor del Quijote“. *Ficciones*. Buenos Aires. 1944.)
- Burger, Hermann. 1983. „Der Mann der nur aus Wörtern besteht“. *Ein Mann aus Wörtern*. Frankfurt a. M., 239-247.
- 1986. „Blankenburg“. *Blankenburg. Erzählungen*. Frankfurt a. M., 23-157.

- Erasmus, Desiderius. 1962. „Apophtegmata Lepide que Dicta, Principum Philosophorum ac Diversi Generis Hominum“. *Opera Omnia. Tomus Quartus*. Unveränderter reprographischer Nachdruck der Ausgabe Leiden 1703. Hildesheim, 86-379.
- Foucault, Michel. 1974. „Was ist ein Autor?“ *Schriften zur Literatur* (übers. v. Karin von Hofer). München, 7-31.
- Frank, Manfred. 1989. „Wittgensteins Gang in die Dichtung“. *Wittgenstein. Literat und Philosoph*. Hgg. M. Frank/Gianfranco Soldati. Pfullingen, 7-72.
- Frey, Hans-Jost. 1997. „Übersetzung und Sprachtheorie bei Humboldt“. *Übersetzung und Dekonstruktion*. Hg. Alfred Hirsch. Frankfurt a. M. (Reihe: Aesthetica), 37-63.
- Gauger, Hans-Martin. 1995. *Über Sprache und Stil*. München.
- 1976. *Sprachbewußtsein und Sprachwissenschaft*. München.
- Geier, Manfred. 1989. *Das Sprachspiel der Philosophen. Von Parmenides bis Wittgenstein*. Reinbek.
- Hamann, Johann Georg. 1950. „Aesthetica in nuce“. *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, II: Schriften über Philosophie, Philologie, Kritik 1758-1763*. Hg. Josef Nadler. Wien, 195-217.
- 1974. *Sokratische Denkwürdigkeiten / Aesthetica in nuce*. Hg. u. komm. von Sven-Aage Jørgensen. Stuttgart. (Reihe: Aesthetica)
- Hirsch, Alfred (Hg.). 1997. *Übersetzung und Dekonstruktion*. Frankfurt a. M.
- Humboldt, Wilhelm von. 1968. „Werke.“ Hg. Albert Leitzmann. *Gesammelte Schriften*, I-IX, Hg. Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften. Photomechanischer Nachdruck der Ausgaben Berlin 1903-1912. Berlin.
- Lichtenberg, Georg Christoph. 1971/1991³. *Schriften und Briefe, 2: Sudelbücher, II, Materialhefte, Tagebücher*. Hg. Wolfgang Promies. München.
- Jandl, Ernst. 1980. *Aus der Fremde. Sprechoper in 7 Szenen*. Darmstadt.
- 1982. *der gelbe hund*. Darmstadt, Neuwied.
- 1985. *Das Öffnen und Schließen des Mundes. Frankfurter Poetik Vorlesungen*. Darmstadt, Neuwied.
- Meschonnic, Henri. 1995. „Humboldt heute denken“. *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Hg. Jürgen Trabant. Frankfurt a. M., 67-89.
- 1998. „Vom Rhythmus als Problem der Philosophie und der Humanwissenschaften“. *Rhythmus. Wiener Vorlesungen zur Literatur 1996/97*. Hg. Oswald Egger. Wien.
- Nägele, Rainer. 1985. *Text, Geschichte und Subjektivität in Hölderlins Dichtung*. Stuttgart.
- Nietzsche, Friedrich. 1969⁶. *Werke in drei Bänden*. Hg. Karl Schlechta. München.
- Novalis. 1965. „Monolog“. *Schriften, 2. Das philosophische Werk, I*. Hg. Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz. Darmstadt, 672-673.
- Paz, Octavio. 1983. „Die Inspiration“. *Der Bogen und die Leier*. Frankfurt a. M., 203-236.
- Rühmkorf, Peter. 1985. *Agar-Agar Zaurzaurim*. Frankfurt a. M.
- Simon, Josef. 1995. „Sprache als Zeichen“. *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Hg. Jürgen Trabant. Frankfurt a. M., 90-111.
- Taureck, Bernhard. 1988. *Französische Philosophie im 20. Jahrhundert. Analysen, Texte, Kommentare*. Reinbek.
- Trabant, Jürgen (Hg.). 1995. *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Frankfurt a. M.
- Waldenfels, Bernhard. 1991². *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt a. M.

Wohlfart, Günter. 1995. „Sprache und Dichtung“. *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Hg. Jürgen Trabant. Frankfurt a.M., 112-126.

Subjektkonstitution im literarischen Austausch

(JACQUES LEENHARDT)

So schreitet es voran. Vielleicht ist es diese Bewegung, dieses Fortschreiten auf einem impliziten Wege – ein Fortschritt vielleicht, ein Zielen auf, eine Art Verlassen des Ortes, an dem man sich befand, und eine Art des Ereignens – die am treffendsten beschriebe, was wir als Subjekt bezeichnen. Hinter dieser sichtbaren Bewegung steht die Vorstellung eines Lebens, das abläuft, vom Ablauf eines Schicksals, von dem nicht eindeutig auszumachen ist, worauf oder woraufhin es abzielt. Das Subjekt ist in Bewegung, im Fortschreiten jedoch ist es bereits nicht mehr dort, wo man es vermutete, wo es sich selbst vermutete; es hat sich erneut einer Definition entzogen. Es existiert übrigens nicht einmal eine Definition des Subjekts, wie auf einem Bild von Giacometti, das die unendliche Wiederaufnahme eines Striches zeigt, der ein Bild zu umreißen versucht.

Triviale Frage: Was ist ein Subjekt? Die Antwort darauf kann nur jenes *Trivium* liefern, das sich aus den drei Wirklichkeitsaspekten zusammensetzt, die man schon so häufig zu bestimmen suchte: dem Leben, der Arbeit und der Kommunikation. Das menschliche *Trivium* definiert sich durch drei Ebenen des Seins: am Leben zu sein, es zu bleiben und das Leben zu teilen, um dieser unwahrscheinlichen Erfahrung des Überlebens einen Sinn zu geben. Damit korrelieren drei Wissensarten: die Biologie, welche das Leben als Prozeß untersucht; die Ökonomie, die die Verwaltung und Teilung der zum Überleben notwendig gewordenen Arbeit analysiert. Und letztlich die Kommunikation als Tätigkeit, in der sich Austausch und Aufteilung von Werten und Symbolen vollzieht, und die so diesem Prozeß einen Sinn verleiht und dadurch seine Fortsetzung gewährleistet. Diese Kommunikation vollzieht sich in verschiedenen Sprachregistern – im weiten Sinne des Wortes – die in der Linguistik und der Semiotik untersucht werden. Dennoch – so paradox dies auch erscheinen mag – ist der Sinn nicht in der Sprache, nicht in den Worten der Sprache, enthalten – was erklärt, weshalb die Linguistik wenig über das Subjekt zu sagen hat – sondern liegt vielmehr in der Unmenge von Teilungshandlungen, die in den Sprachen verwirklicht werden. Der Sinn der Handlungen und der Worte wird dadurch garantiert, daß diese von einem Subjekt und seinem „Anderen“ vollzogen werden, im Gespräch, das der verbale Austausch hervorbringt, und den Bedeutungen, die dieser vermittelt.

Das Subjekt der abendländischen Tradition findet sich stets am Scheideweg, ist durch das ihn konstituierende *Trivium* gezeichnet: Ödipus, Jesus, Galilei.

Was ist das für eine Karte, was für ein Straßenplan, die es dem Subjekt ermöglichen, sich auf diese Weise fortzubewegen? Denn es schreitet voran, wenngleich es nicht genau weiß weshalb noch woraufhin. Wahrscheinlich schreitet es auf seinen Tod zu, insofern dieser sein Leben definiert, aber zugleich auch auf Werte, von denen es glaubt, sie aktualisieren zu müssen und von denen die meisten in eben jenem Tod selbst verwurzelt sind. Diese Werte stellen seine Wegzehrung dar, das heißt, zugleich seine Last als auch sein Überleben. Eine Last, die ihn zum Subjekt macht, denn wäre es nicht von dem Glauben